

BESPRECHUNGEN

Christian Mair. *Einführung in die anglistische Sprachwissenschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1997, v + 122 S., DM 26.80.

Mairs Band bietet in neun Kapiteln, drei Anhängen und einem Glossar eine knappe Einführung in die englische Sprachwissenschaft. Die Einleitung (1–13) rechtfertigt die anglistische Sprachwissenschaft, betrieben von "Halbtagslinguisten aus den Englischen Seminaren" (1), gegenüber der allgemeinen Sprachwissenschaft. Außerdem wird in der Einführung der Sprachbegriff geklärt sowie das Feld und die Vorgehensweise der Sprachwissenschaft und die Methoden der linguistischen Datenerhebung dargelegt. Kapitel 2 (14–21) widmet sich der Phonetik und Phonologie: Die Fehler, die bei der Darstellung des Vokaltrapezes (16) und der Konsonantentabelle (im Anhang II, 82) unterlaufen sind, gehen zwar vermutlich nicht auf das Konto des Autors, sondern des Verlags, machen das Kapitel aber spezifisch für die englische Sprachwissenschaft unbrauchbar. So fehlt im Vokaltrapez der englische Vokal /ɜ:/, während zwei nicht vorhandene eingetragen sind: die Opposition zwischen /e/ und /ɛ/ gibt es im (Neu)Englischen genauso wenig wie die zwischen /æ/ und /a/. Der *but*-Laut ist zudem arg verrutscht. Bei den Konsonanten fehlen die Affrikaten und die Halbvokale. Nach der Phonetik/Phonologie werden folgende Bereiche abgehandelt: Morphologie (22–27), Grammatik (28–40), Lexikologie und Semantik (41–49), Textlinguistik, Stilistik und Pragmatik (50–56), Fehleranalyse, kontrastive Linguistik, Sprachtypologie (57–61), Dialektologie, Soziolinguistik, Englisch als Weltsprache (62–69) und Geschichte der Sprachwissenschaft (70–79). Alle Kapitel stellen die zentralen Fragen der jeweiligen Teilgebiete äußerst knapp dar und enden mit einer Auflistung der neu eingeführten Fachtermini sowie durchschnittlich vier weiterführenden Literaturangaben. Die gesamte Darstellung betont durchgängig die zentrale Annahme, daß Sprache kein geschlossenes System ist und daß deshalb sprachliche Regeln immer nur Wahrscheinlichkeitsaussagen sein können.

Inhaltlich ist alles in dem Bändchen Gesagte unkontrovers. Nichtsdestoweniger kann es aufgrund seiner Unattraktivität – und diese Kritik geht wiederum an die Adresse des Verlags – nicht mit einem ebenfalls neuen Einführungswerk wie Carter et al. (1997) konkurrieren. Diese Einführung wird durch viele aktuelle Beispiele belebt, bietet weiterführende Übungen und stellt die Didaktik in den Mittelpunkt. Abgesehen von dem zusätzlichen Pluspunkt, daß es in der Arbeitssprache der meisten Einführungskurse in die englische Sprachwissenschaft geschrieben ist, ist es auch formal so gestaltet, daß es für

die Mediengeneration, die die Einführungskurse besucht, spannend bleibt, während das Buch der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft frisch den 50er Jahren entstiegen zu sein scheint. Daß der Klappentext es dann auch noch als nützliches Arbeitsmittel "insbesondere für den Studienanfänger" anpreist und die weit über 50% Studienanfängerinnen ignoriert, verstärkt diesen Eindruck weiter.

Anhang I (81) listet sechs sprachwissenschaftliche Wörterbücher auf. Anhang II (82–83) ist die bereits erwähnte Konsonantentabelle und Anhang III (84–90) gibt Hinweise zum wissenschaftlichen Arbeiten. Es folgt ein Glossar der in der Einführung verwendeten Fachtermini (91–120) und ein Register (121–122). Die Einträge in dem Glossar sind teilweise identisch mit denen im Glossar von Mair (1995).

Jede neue Einführung in die Sprachwissenschaft wird die Frage beantworten müssen, wieso sie anderen auf dem Markt befindlichen Einführungen vorzuziehen sei. In dem vorliegenden Band wird die Frage nicht gestellt und auch nicht beantwortet. Es fällt tatsächlich schwer, einen solchen Grund zu finden, besonders da Mair mit *Englisch für Anglisten* (1995) ja tatsächlich selber eine originelle, mit vielen Beispielen versehene Einführung vorgelegt hat, die spezifisch auf die Bedürfnisse deutscher Studierender der anglistischen Sprachwissenschaft zugeschnitten ist.

Zitierte Literatur:

- Carter, Ronald, Angela Goddard, Danuta Reah, Keith Sanger und Maggie Bowring. 1997. *Working with Texts: A Core Book for Language Analysis*. London: Routledge.
- Mair, Christian. 1995. *Englisch für Anglisten*. Tübingen: Stauffenburg.

HAMBURG

INGRID PILLER

Wolfgang Falkner. *Verstehen, Mißverstehen und Mißverständnisse: Untersuchungen an einem Korpus englischer und deutscher Beispiele*. Linguistische Arbeiten 361. Tübingen: Niemeyer, 1997, xiv + 275 S., DM 126.00.

Der Titel von Falkners Studie, die aus seiner Dissertation erwachsen ist, verleitet zur Annahme, er beschäftige sich gleichermaßen mit den drei verschiedenen Begriffen "Verstehen", "Mißverstehen" und "Mißverständnis". Doch dieser Anschein trügt, denn Falkners Studie gilt im eigentlichen Sinne nur dem, was er als Mißverständnis definiert, nämlich jenem Tatbestand, "wenn sich zumindest für eine/n der Beteiligten in irgendeiner Form manifestiert, daß das von S [Sprecher] Gemeinte und das von H [Hörer] Verstandene nicht übereinstimmen" (1). Die Begriffe "Mißverstehen" (definiert als das sich nicht manifestierende Mißverständnis) und "Verstehen" bzw. "Nicht-Verstehen" werden von ihm nur am Rande gestreift, um den Begriff des Mißverständnisses genauer zu fassen. Sobald der Leser seine durch den vielverspre-

chenden Titel allzu hoch geschraubten Erwartungen hinsichtlich des Untersuchungsgegenstands korrigiert hat, kann er umso mehr Falkners Erkenntnisse zum Mißverständnis würdigen.

Bei der Untersuchung des Mißverständnisses verfolgt Falkner zwei Ziele, die er in der Einleitung klar benennt: Zum einen das Ziel, das Mißverständnis als eigenständigen Untersuchungsgegenstand zu analysieren und zu beschreiben, und zum zweiten aufzuzeigen, daß die verschiedenen Typen des Mißverstehens eine fließende Grenze zwischen Mißverstehen und Verstehen belegen. Das erste Ziel verwirklicht er überzeugend, beim zweiten Ziel gelingt ihm das nur ansatzweise.

Doch zunächst ein Wort zum Aufbau und zur Methode der Untersuchung: In drei einleitenden Kapiteln gibt Falkner einen allgemeinen Forschungsüberblick zum Thema, widmet sich der Zusammensetzung seines Korpus und den zugrundeliegenden Problemen der Empirie und stellt ein Kommunikationsmodell vor, auf dem seine Typologie der Mißverständnisse fußt. Diese Typologie stellt den Kern seiner Arbeit dar. Daran schließt sich eine Erörterung der fließenden Grenze zwischen dem Begriff des Mißverständnisses und verwandten Begriffen an. Den Abschluß bildet eine knappe Zusammenfassung. Dank kurzer einleitender Worte am Kapitelanfang bzw. an thematischen Überleitungen, mit denen Falkner den Gang der Argumentation erläutert, sieht der Leser stets den roten Faden des Buches klar vor sich, was das Buch im Verein mit dem sprachlich sehr gewandten Stil und dem praktisch gänzlichen Fehlen von Tippfehlern sehr lesbar macht.

Im einleitenden Forschungsüberblick stellt der Verf. verschiedene linguistische Schulen vor, die sich unter ihrem Blickwinkel mit diesem Gegenstand beschäftigt haben. Dabei referiert er exemplarische Studien zum Mißverständnis aus den Perspektiven der Soziolinguistik, der feministischen Linguistik, der Kommunikationsethnographie, der Konversationsanalyse, der Pragmatik und schließlich der systemlinguistischen Semantik. Die Knappheit der Darstellung tut dabei erfreulicherweise ihrer Klarheit keinen Abbruch. Bei diesem Forschungsüberblick fallen jedoch zwei Mankos auf: Zum einen vermißt man bei der Vorstellung der kommunikationsethnographischen Perspektive eine Erwähnung der Arbeiten von Schegloff, Sacks und Jefferson 1977 zum Phänomen der Reparatur, die nach wie vor Standardwerke zur Behandlung von "Mißverständnis" oder auch nach Falkners Terminologie von "Nicht-Verstehen" sind. Wesentlich schwerwiegender ist jedoch die Tatsache, daß der Verf. die umfangreiche psycholinguistische Literatur zum Thema "Verstehen" gänzlich außer Acht gelassen hat (siehe Garman 1990).

Der Forschungsüberblick belegt, daß das Mißverständnis bereits Gegenstand vielfältiger linguistischer Analysen ist. Dennoch wird darin, wie Falkners zurecht kritisiert, "der zentrale Begriff des Mißverständnisses überhaupt nicht oder nur in unzulänglicher Weise problematisiert und definiert" (43). Aus diesem Manko erwächst die Berechtigung für Falkners Studie, die damit einen legitimen Neuansatz bei der Analyse des Mißverständnisses darstellt.

Bevor jedoch die Ergebnisse seiner Untersuchungen bewertet werden können, ist es vonnöten, das von Falkner benutzte Korpus genauer zu betrachten, da die Aussagekraft von Ergebnissen unmittelbar von der Qualität der unter-

suchten Daten abhängt. Da Falkner nicht auf ein bereits bestehendes Korpus von Mißverstehen bzw. Mißverständnissen zurückgreifen konnte, sammelte er selbst 154 Beispiele, die im Anhang aufgeführt sind. Der Analyse der Beispiele schickt Falkner einige theoretische Überlegungen zu den Vor- und Nachteilen der unterschiedlichen Gewinnung von Beispielen voraus. Zu unterscheiden sind dabei im wesentlichen erfundene, experimentell erzeugte oder empirisch gewonnene. Falkners Bewertungen zu den verschiedenen Beispieltypen in dieser theoretischen Vorüberlegung stehen zum Teil im krassen Gegensatz zu seiner Praxis in der Zusammenstellung des Korpus.

So weist der Verf. in der theoretischen Vorüberlegung empirischen Daten den Vorrang gegenüber allen anderen Typen der Beispielsammlung zu. In seinem eigenen Korpus stellen aber empirische Daten mit 34 Fällen nur einen kleinen Bruchteil dar. 30 dieser Fälle wurden von Falkner selbst gesammelt, davon stammen 21 aus dem Deutschen, neun aus dem Englischen. Vier weitere englische Beispiele stammen aus der Literatur. Der Löwenanteil an Falkners Korpus stammt mit 116 Fällen aus einem vierten Typ der Beispielsammlung, dessen Vor- und Nachteile der Verf. in der theoretischen Vorüberlegung nicht diskutiert hat, nämlich die Sichtung von fiktionalen Texten. Falkner greift hierbei auf die Universitätsromane von David Lodge zurück. Es ist zugegebenermaßen ungeheuer zeitintensiv, größere Mengen empirischer Daten zu Mißverständnissen zu sammeln. Ob allerdings Ergebnisse, die zum überwiegenden Teil auf der Analyse fiktionaler Daten beruhen, ohne Einschränkungen auf Fälle von Mißverständnissen in realen Interaktionssituationen übertragbar sind, solange nicht sichergestellt ist, ob fiktionale Daten repräsentativ sind für empirische, bleibt dahingestellt.

Der zweite Widerspruch ergibt sich in der Bewertung von Daten, die mittels der *diary method* gesammelt wurden, d. h. aus dem Gedächtnis des Sammlers rekonstruiert wurden. In den theoretischen Vorüberlegungen räumt der Verf. ein, daß diese Art der Sammlung von Daten grundsätzlich weniger wertvoll sei als die von subjektiven Faktoren unabhängige akustische Aufzeichnung mittels technischer Geräte, da die Korrektheit der sprachlichen Rekonstruktion nicht überprüfbar ist. In seinem eigenen Korpus gehen jedoch alle 30 vom Verf. selbst gesammelten Beispiele auf die *diary method* zurück und sind damit in ihrer sprachlich korrekten Rekonstruktion ungesichert.

Zur Entlastung des Verf. muß hier allerdings angemerkt werden, daß die beiden monierten Widersprüche zwischen seinen Aussagen in den theoretischen Vorüberlegungen und seiner Praxis in der Zusammenstellung des Korpus durch den Gegenstand bedingt sind. Empirische Fälle von Mißverständnissen zu sammeln, ist immens zeitaufwendig, da eine Suche nicht automatisiert werden kann. Es ist bezeichnend, daß das Gros der hier verwendeten empirischen Daten aus der Muttersprache des Verf. stammen. Diese empirischen Daten gar in Form eines *online*-Korpus zu sammeln, ist schier nicht machbar, da der Aufwand in Form von stundenlangen Aufzeichnungen von Gesprächen in keinem Verhältnis zum Ertrag steht, wenn dabei eine verschwindend kleine Anzahl von Mißverständnissen auftritt. Daher ist es verständlich, daß der Verf. bei der Zusammenstellung seines Korpus in großem Maße auf relativ leicht zugängliche fiktionale Daten zurückgriff.

Als letzter Kritikpunkt an der Zusammensetzung des Korpus wäre anzufügen, daß der im Untertitel der Studie angekündigte kontrastive Ansatz nicht durch ausgewogene Zahlenverhältnisse gerechtfertigt ist, da neben den 128 englischen Beispielen nur 21 von Falkner selbst gesammelte Beispiele aus dem Deutschen stammen. Angesichts dieser relativ geringen Anzahl stellt sich die Frage, ob der Verf. nicht besser zugunsten der Homogenität des Korpus auf die wenigen deutschen Beispiele verzichtet hätte.

Falkner entwirft zwei unterschiedliche Klassifikationsschemata für die von ihm gesammelten Beispiele von Mißverständnissen. Dabei illustriert er die gefundenen Typen anschaulich mit jeweils mindestens einem Beispiel, das aus dem Deutschen oder – in der Mehrzahl der Fälle – aus dem Englischen stammt. Das erste Schema beruht auf der oder den Ursachen des Mißverständnisses. Diese können lautlicher Natur sein oder durch Unterschiede in den Varietäten oder im Wissensstand hervorgerufen werden. Sie können aber auch absichtlich durch den Sprecher oder den Hörer herbeigeführt werden, auf Abweichungen im *script* beruhen oder durch kontextuelle Ambiguität hervorgerufen werden. Da jedoch eine eindeutige Zuweisung der Ursache nicht immer möglich ist, entwirft Falkner ein zweites Modell zur Typologisierung von Mißverständnissen auf der Basis eines vorab vorgestellten Kommunikationsmodells im Rahmen der Sprechhandlungstheorie. Die zu untersuchende Äußerung wird dabei hinsichtlich ihrer sprachlichen Struktur und ihrer kommunikativen Funktion sowohl aus der Perspektive des Sprechers als auch aus der des Hörers betrachtet. Wesentlich für das Entstehen eines Mißverständnisses seien dabei Unterschiede in der kommunikativen Motivation des Sprechers im Vergleich zur Erwartung des Hörers, die auf einer der drei Ebenen der Illokution, der Proposition oder der Modifikation auftreten könnten. Um unterschiedliche Funktionen auf der propositionellen Ebene handelt es sich, wenn Unterschiede hinsichtlich außersprachlicher oder textueller Referenz vorliegen. Unterschiede auf der illokutionären Ebene bestehen beispielsweise, wenn vom Sprecher als direktive Sprechakte gemeinte Äußerungen als nicht-direktive Sprechakte vom Hörer interpretiert werden. Unterschiede auf der Ebene der Modifikatoren liegen schließlich dann vor, wenn beispielsweise Zitate oder Fälle von Ironie oder Scherz nicht als solche vom Hörer interpretiert werden. Während eine Typologisierung des Mißverständnisses auf der Basis der Ursachen nicht immer möglich ist, besticht das Modell der Typologisierung nach Unterschieden in der Sprechhandlung durch seine allseitige Anwendbarkeit und überdies durch seine Transparenz.

Nach der eingehenden Betrachtung des Mißverständnisses widmet sich der Verf. anschließend der Abgrenzung dieses Begriffs von verwandten Begriffen, um so das zweite Ziel seiner Untersuchung zu verwirklichen, nämlich die fließende Grenze zwischen Verstehen und Mißverstehen bzw. Mißverständnis aufzuzeigen. Dabei werden die Begriffe "Mißverstehen" und "Mißverständnis", mit denen bereits die ganze Untersuchung hindurch gearbeitet wurde, nochmals problematisiert. Was auf den ersten Blick als Wiederholung erscheinen mag, ist dennoch gerechtfertigt, da erst durch die Vorstellung zahlreicher Beispiele für Phänomene des Mißverständnisses bzw. des Mißverstehens der Blick des Lesers für die Unterscheidung geschärft wurde. Der Verf. grenzt

diese Begriffe von verwandten Phänomenen wie der Mißinterpretation (definiert als falsche Deutung außersprachlicher Zustände) und dem Nicht-Verstehen ab. Hier nimmt der Verf. eine sehr wertvolle begriffliche Unterscheidung von Nicht-Verstehen und Mißverständnis vor, die in der bisherigen Forschung zu Reparaturphänomenen unberücksichtigt blieb, die beides pauschal als Störungen der Kommunikation zusammenfaßte. Der entscheidende Unterschied zwischen "Nicht-Verstehen" und "Mißverständnis" besteht laut Verf. in der Hörerinterpretation: Während beim Nicht-Verstehen keine Interpretation einer Äußerung möglich ist und eine sofortige Rückfrage daher zwingend ist, ist es beim Mißverständnis dem Hörer möglich, eine Interpretation vorzunehmen, die der Sprecher mehr oder weniger rasch nach dem Auftreten der Äußerung als falsch bewertet.

In der abschließenden knappen Zusammenfassung reflektiert Falkner den Erfolg seiner in der Einleitung projektierten Argumentation und stellt die Frage in den Raum, ob angesichts der Subjektivität der Bewußtseinszustände von Sprecher und Hörer überhaupt ein völliges Verstehen möglich ist. Diese Frage besticht zwar ob ihrer philosophischen Dimension, führt aber eigentlich Falkners Zielsetzung der Typologisierung von Mißverständnissen *ad absurdum*, da hier Verstehen bzw. die verschiedenen Formen des Nicht- oder Mißverstehens/verständnisses als absolute Phänomene verstanden werden. Am besten ist sie als Erinnerung an die Willkürlichkeit jeder linguistischen Modellbildung aufzufassen.

Trotz der hauptsächlich durch den Gegenstand bedingten Schwächen des Korpus stellt Falkners Studie insgesamt mit ihrer neuen Definition der verschiedenen Fälle kommunikativer Störungen und der eingängigen Typologisierung des Mißverständnisses einen wichtigen Schritt bei der Beschreibung von Fällen von Mißverständnissen bzw. des Mißverstehens dar.

Zitierte Literatur:

- Garman, M. 1990. *Psycholinguistics*. Cambridge: Cambridge UP.
 Schegloff, Emanuel, G. Jefferson und Harvey Sacks. 1977. "The Preference for Self-correction in the Organization of Repair in Conversation". *Language* 53: 361–68.

WÜRZBURG

MARIA LUISE THEIN

Jens Bahns. *Kollokationen als lexikographisches Problem: Eine Analyse allgemeiner und spezieller Lernerwörterbücher des Englischen*. Lexicographica. Series Maior 74. Tübingen: Niemeyer, 1996, vii + 135 S., DM 84.00.

Peter Andrew Howarth. *Phraseology in English Academic Writing: Some Implications for Language Learning and Dictionary Making*. Lexicographica. Series Maior 75. Tübingen: Niemeyer, 1996, viii + 230 pp., DM 116.00.

Das anglistische Interesse an Wortgruppenlexemen, Phraseologismen, Kollokationen, Wortkombinationen (oder was immer als Terminus oder Problemstellung im Bereich von "fixed expressions" bevorzugt wurde) hat seit gut zwanzig Jahren deutlich zugenommen, nicht zuletzt infolge der maschinellen Lesbarkeit von Texten (vgl. Jones und Sinclair 1974). Die Phraseologie ist nicht nur für Lexikologen eine Herausforderung geworden, sondern auch für Lexikographen, Psycholinguisten und Fremdsprachenpädagogen. Denn die "Phrase" ist theoretisch ein Grenzbereich des Wortes, und praktisch ist sie als Gegenstand neuer Lexika, als Bestandteil des "mental lexicon" und als Problem der wachsenden Zahl von L2-Lernern des Englischen in der anglistischen Forschung und Lehre zusehends ins allgemeine Bewußtsein gerückt.

Die zwei vorliegenden Untersuchungen entsprechen diesem neuen Interesse in komplementärer Weise. Die Untersuchung von Bahns, auf Deutsch verfaßt und auf einer Kieler Habilitationsschrift zur Didaktik der englischen Sprache beruhend, verrät die Sichtweise des L2-Lerners, der sich auf die verfügbaren Hilfsmittel, also vor allem Wörterbücher, verlassen möchte und ihre Vor- und Nachteile daher besonders gut kennen sollte. Das Buch analysiert sehr präzise die Parameter und Praktiken der sieben wichtigsten einsprachigen englischen Lernerwörterbücher (bis 1994) sowie einiger Kollokationswörterbücher, und es ist daher auch als lexikographische Informationsquelle von besonderem Wert.

Die Arbeit von Howarth, der sich bei der Argumentation immer wieder auf seine Erfahrungen als L1-Lehrer in Leeds bezieht, gelangt dagegen erst im letzten (d. h. fünften) Kapitel zu einer ähnlich lexikographischen Fragestellung wie Bahns, wobei sich Howarth auf die zwei Lerner-Fachlexika *BBI* (d. h. Benson, Benson und Ilson, *The BBI Combinatory Dictionary of English*, 1986) und *SEC* (d. h. Dzierzanowska und Kozłowska, *Selected English Collocations* 2, 1988) beschränkt und hinsichtlich der Präzision der Analyse hinter Bahns weit zurückbleibt. Ansonsten ist das Buch, wie schon die divergierende Betitelung andeutet, ein intradisziplinärer Beitrag zur Theorie der Phraseologie (I), zu psycholinguistischen Aspekten der Kollokation (II), zu ihren Erscheinungsformen in einer bestimmten ("sozialwissenschaftlichen") Textsorte von *native speakers* und zur Analysierbarkeit in Korpora (III), und schließlich – in Kapitel IV – zur Fehleranalyse und Fremdsprachendidaktik auf der Basis einer international recht gemischten Lernergruppe (so daß Interferenzerscheinungen von den Überlegungen ausgeklammert werden mußten).

Angesichts des bei Bahns viel enger gesteckten Rahmens ist es kein Wunder, daß der Gesamtaufbau und die Argumentation im Detail dort ungleich stringenter verlaufen. Das deskriptive Verfahren ist in jeder Phase der Arbeit leicht durchschaubar. Bestechend sind die stets klare Begrifflichkeit sowie die

statistisch quantifizierende Genauigkeit beim Vergleich der getesteten Lernerwörterbücher.

Die terminologische Präzision ist vor allem im ersten Kapitel willkommen, das der definitorischen Einführung des Kollokationsbegriffes dient. Bahns läßt hier kenntnisreich verschiedene Ansätze der Kollokationsforschung Revue passieren, vom Britischen Kontextualismus bis Benson und Hausmann, und präsentiert dann abschließend sein eigenes Kollokationsverständnis als "spezifische Zweierkombination" zwischen "freier Kombination" und *idiom*.

Das zweite und dritte Kapitel haben ebenfalls einführenden Charakter. Zunächst wird der Typus der Lernerwörterbücher in eine nützliche allgemeine Wörterbuchtypologie eingegliedert; sodann (Kap. 3) wird die Analysierbarkeit der Kollokationen in verschiedenen Wörterbuchtypen und unter diversen lexikographischen Aspekten diskutiert, z. B. die Frage betreffend, an welcher Stelle in einem Wörterbucheintrag die Kollokationsangaben sinnvollerweise erfolgen sollen.

Die Kapitel 4 und 5 bieten die eigentlichen, empirisch fundierten Analysen. Kap. 4 gibt einen sehr differenzierten Überblick über die Berücksichtigung von Kollokationen in den vier Auflagen (1948 bis 1989) des *Oxford Advanced Learners Dictionary of Current English (ALD1 bis ALD4)*, sodann im *DCE1* und *DCE2 (Longman Dictionary of Contemporary English)* sowie im *Collins Cobuild English Language Dictionary (1987)*. Der empirische Vergleichstest zwischen diesen Lernerwörterbüchern erfolgt auf der Basis der 1375 V+N-Kollokationen, die dem *BBI (1986)* entnommen werden können. Bisherige derartige Wörterbuchvergleichstests beruhten auf Stichproben; die vorliegende Untersuchung von Bahns ist die erste, in der hinsichtlich des Einbezugs von Kollokationen statistisch fundiert und systematisch verfahren wird. Das Ergebnis belegt u. a., daß das *ALD4* gegenüber dem *Collins Cobuild* und dem *DCE2* einen leichten Punktvorsprung hat, nicht nur wegen der Anzahl der überhaupt aufgenommenen Kollokationen (604 vs. 536 bzw. 529), sondern auch aufgrund der Nennung relativ vieler Kollokationen s.v. N (anstatt V); für textproduzierende (statt -rezipierende) Wörterbuchbenutzer, so hat Bahns zuvor dargelegt, ist diese Form der Kollokationszuordnung die benutzerfreundlichste.

Kapitel 5 bietet eine ähnlich vergleichende Übersicht über acht englische Kollokationswörterbücher, wobei das *DEWC (Dictionary of English Words in Context)* von W. Friederich (1979) und das *BBI* zum Anlaß einer Erörterung der grundsätzlichen Probleme von *collocational dictionaries* genommen werden. Theoretisch auswertenden Charakter hat auch das kurze Schlußkapitel, in dem der Verf. die prinzipiellen Möglichkeiten der optimalen Berücksichtigung von Kollokationen in einsprachigen englischen Lernerwörterbüchern auslotet. In einem Nachtrag ergänzt Bahns seine Analyse noch durch eine genaue Sichtung einiger erst während der Drucklegung erschienener Lernerwörterbücher, u. a. des *DCE3*.

Bahns' Untersuchung ist theoretisch bescheiden. Howarth hat demgegenüber versucht, meines Erachtens zu viele Problemstellungen unter einen Hut zu bringen; dies geht auf Kosten begrifflicher Präzision und argumentativer Durchsichtigkeit. Eine weitere (allerdings weit verbreitete) Schwäche des Bu-

ches ist die fast gänzliche Beschränkung auf englischsprachige Vorarbeiten; ein Vergleich der Literaturlisten der beiden Bücher macht deutlich, was Howarth an einschlägigen deutsch- und französischsprachigen Publikationen (z. B. denen von Hausmann) entgangen ist. Stattdessen ergeht er sich häufig in unnötigem *name dropping*, so wenn er in einem Unterkapitel über "idioms" (die ja letztlich nicht sein Untersuchungsgegenstand sind) zuerst Verfasseramen, dann kaum kommentierte Wörterbuchdefinitionen und Zitate von Jespersen und Sweet und schließlich diverse linguistische Schulen, vom Strukturalismus bis zur "Russian perspective", ausführlich Revue passieren läßt. Bei der Erläuterung von "collocation" geht der Verf. sogar bis ins 18. Jahrhundert zurück. Bei so viel wissenschaftsgeschichtlicher "Umsicht" verliert der Leser den systematischen Zusammenhang leicht aus dem Auge. Auch in der Gedankenführung drängen sich, wenn es um Sachprobleme (z. B. "syntactic patterns", 34) geht, immer wieder fleißige Forschungsberichte und personenspezifische Ausführungen in den Vordergrund.

Der wenig zweckdienliche Argumentationsstil ist leider charakteristisch für den Mangel der Arbeit an gedanklicher Geradlinigkeit. Ich sehe den Hauptzweck der Untersuchung in der didaktischen Reflexion des Problembereichs "restricted collocations", d. h. des schwierigen Bereichs von "prefabricated language" zwischen den fast oder vollständig "eingefrorenen" *idioms* einerseits und den "freien" Kollokationen andererseits. Howarth versucht zu zeigen, daß die von ihm ausgewählte Textsorte "sozialwissenschaftlicher" (unter Einfluß linguistischer) Darstellungen sich durch markante Konventionalität der Kollokationen, speziell der V+N-Kollokationen (wie *to make progress*) auszeichnet. Er erklärt diesen Befund mit dem Hinweis, der Leser solcher Texte solle nicht durch formale Aspekte der Kollokationen vom Verständnis des Inhalts abgelenkt werden (vgl. S. 132). Wirklich bewiesen wird diese Begründung nicht, schon allein deshalb nicht, weil keine andere Textsorte zum Vergleich herangezogen wird.

Die vorliegende Untersuchung ist nicht nur im Hinblick auf die Vielfalt des Anliegens pluralistisch, sondern auch im Hinblick auf das verwendete Textkorpus und die elektronischen Hilfsmittel. Howarth hat die 63 häufigsten Verben (mit einer Frequenz von 10 aufwärts) aus einigen in Leeds verfügbaren Texten und aus der sozialwissenschaftlichen Textsorte des LOB-Corpus herausgefiltert und dann bezüglich der V+N-Kollokationen analysiert. Er begründet ausführlich seine Auswahl verschiedener Crunch-Programme (OCP und TACT) und andererseits seine Meinung, daß ausschließlich maschinelle Analyse zu Fehlergebnissen führt (muß man das beweisen?). Auch hier gilt, daß die Arbeit aufgrund der Vielfalt der Problemstellungen ihre argumentative Stringenz verliert.

Trotz dieses methodischen Defizits ist die Untersuchung von Howarth gelegentlich anregend. Eines ihrer Verdienste liegt in der Vielzahl von Textbeispielen (z. T. im Anhang), ein anderes in der Thematisierung einzelner kollokationsrelevanter Parameter, wie "Institutionalisierung", "semantische Spezifizierung", "(semantische) Motivation", "Kommutabilität" (vgl. §§ 1.7 und 3.6 ff.). Hinsichtlich des letzteren Kriteriums, der Austauschbarkeit einzelner Kollokationselemente, unterscheidet Howarth, entsprechend verschiedenen

Restriktionsgraden, fünf "Ebenen". Im Extremfall, bei Nicht-Kommutierbarkeit sowohl des Verbs wie des Nomens, ist die Nähe zum "idiom" am größten (Beispiel: *to take action*); aber Howarth gibt weder diesbezüglich noch zur Abgrenzung der anderen Typen klare theoretisch begründete Kriterien.

Der Verf. war sich der Vorläufigkeit seiner Ergebnisse bewußt (vgl. S. 191: "tentative", "experimental"); sie ist, wie er geltend macht, zweifellos auch durch die Komplexität des Untersuchungsgegenstandes "Kollokation" bedingt. Die linguistische Diskussion wird vorerst noch einige Grundsatzfragen zu klären haben (vgl. Gläser 1986; Sandig 1994). Und korpuslinguistisch wird man von neuen Großkorpora (wie dem *British National Corpus*) mehr Aufklärung zum tatsächlichen Gebrauch von Kollokationen erwarten dürfen, als der diesbezügliche Skeptizismus von Howarth dies nahelegt. Vor diesem Hintergrund einer erst beginnenden Diskussion kann auch Howarths Untersuchung, wie die von Bahns, als anregender und willkommener Beitrag angesehen werden.

Zitierte Literatur:

- Gläser, R. 1986. *Phraseologie der englischen Sprache*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Jones, S., und J. McH. Sinclair 1974. "English Lexical Collocations: A Study in Computational Linguistics". *Cahiers de Lexicologie* 24: 15–61.
- Sandig, B., ed. 1994. *Tendenzen der Phraseologieforschung*. Bochum: Brockmeyer.

INNSBRUCK

MANFRED MARKUS

Hans Lösener. *Der Rhythmus in der Rede: Linguistische und literaturwissenschaftliche Aspekte des Sprachrhythmus*. Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 59. Tübingen: Niemeyer, 1999, 251 S., DM 48.00.

Im Anschluss an Henri Meschonnic, der seinerseits auf Emile Benveniste fußt, greift der Vf. auf einen vor-platonischen Rhythmusbegriff zurück, für den die übliche Ableitung des Wortes von gr. ῥεῖν 'fließen' voll zum Tragen kommt, und will unter Rhythmus so etwas wie "vorübergehende Gestalt und veränderliche Form", "besondere Anordnung des Fließenden" oder kurz – nach Meschonnic – "Gestaltung (Anordnung, Konfiguration) eines Ganzen" verstehen (17). Rhythmus im engeren Sinne ist aus dieser Sicht nur das unlieb-same Ergebnis "der platonischen Reduzierung des Rhythmus auf das Me-trum", bei der, wie der Vf. meint, Rhythmus und Sprache getrennt bleiben (*ibid.*), und die es verhindert, "daß der Rhythmus als Sinn-Organisation der Rede begriffen wird" (19). (Jost Triers Anschluss des Wortes an ῥυθμοί wird wohl für verfehlt gehalten und nicht mehr erwähnt.) Eine solche Rhythmusdefinition ist so vage, dass der Begriff damit unbrauchbar und überflüssig

wird. Nachdem der Vf. sodann eine Reihe von Linguisten und Metrikern diskutiert hat – unter Zugabe eines Kapitels über die Isochronie in der Prosa, wie sie besonders von englischen Autoren, etwa von David Abercrombie, behauptet worden ist –, kann man das Ergebnis der neuen Rhythmusdeutung anhand dreier Interpretationsbeispiele studieren – *pardon*: gleich das erste, eine Analyse von Goethes “Erlkönig”, will keine Interpretation sein: “Der *Erlkönig* erscheint im großen Ganzen als ein abgegrastes Feld, auf dem es schwerlich etwas Neues zu entdecken gibt. Deshalb ist die folgende Rhythmusanalyse auch keine Interpretation. Es geht nicht darum, die Ballade auf eine, auf *die* Bedeutung festzulegen, sondern darum, ihrer Bedeutungsweise [Meschonnic’s ‘signifiante et signification du discours’ – 29], die [*lies*: der] Art und Weise, *wie* sie Bedeutungen schafft, nachzugehen” (113). Um es auf einen einfachen Nenner zu bringen: Wer Musterbeispiele für funktionalistisches Interpretieren bei angemessener Wortgewandtheit und unbegrenzter Fantasie des Interpreten sucht, kann hier fündig werden. Die sog. Rhythmusanalyse beginnt mit *wer*, dem ersten Wort des “Erlkönig” (“Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?”):

‘Wer’ ist nicht nur betont (weil das Interrogativpronomen zur Klasse der betonten Einsilbler gehört), sondern auch prosodisch markiert [,] und zwar doppelt: durch die Antizipation des /v/ in ‘Wind’ und durch das /er/, das nicht nur ein Echo des Titelwortes bildet, sondern als prosodisches Thema die ganze erste Strophe durchzieht. Diese dreifache Hervorhebung des einleitenden Interrogativpronomens entspricht seiner semantischen Gewichtung [*lies*: seinem semantischen Gewicht]. Die Frage nach dem ‘Wer’ durchzieht die ganze Ballade und kann hier also [?] nicht unbetont sein [*lies*: und das *wer* kann hier also nicht unbetont sein]. (145)

In der Tat kommt die Schreibung *er* noch in *der*, *Vater* und dreimaligem *er* vor. Doch *wer* ist nicht einmal in entsprechender Prosa, geschweige denn im ersten Vers des “Erlkönig” betont, die *e*-Grapheme in *Erl*-, *erlwer* und *Vater* stehen für unterschiedliche Vokalphoneme, und mit Prosodie hat die Verteilung der Phoneme im Text nichts zu tun.

In Gottfried Benns “Abschied”, neben dem Prosamärchen “Die Sterntaler” dem dritten der diskutierten Texte, sind, wie der Vf. richtig bemerkt, die *u*-Laute der ersten Strophe auffällig, an denen besonders das fünfmalige *Du* zu Zeilenbeginn beteiligt ist (Beginn: “Du füllst mich an wie Blut die frische Wunde | und rinnst hernieder seine dunkle Spur”). Doch nach weiterem Vorkommen in den Strophen 2 und 3 fehlt das *Du* in Strophe 4, der letzten, gänzlich, und ein langes *u* findet sich dort nur noch einmal: in der Präposition *zu*. Natürlich wird dies für den Vf. bedeutsam: “Man könnte sagen, daß das Gedicht um das /u/ herum [*lies*: *u*, weil ‘/u/’ kein Phonem ist] oder besser auf dem Verschwinden des /u/ aufgebaut ist” (214). Und: “Die diminuierende /u/-Serie vollzieht prosodisch die Abkehr vom Schmerz und wird somit Teil des Vergessens, das im Zentrum des Gedichts steht” (215). Diese Art scheinbar akribischer Analyse zeitigt immer neue Einfälle und entfaltet sich in dieser Schrift zu einer Pseudo-Philologie auf großem Fuße. Doch möchte ich mit dieser Bemerkung weniger den Verfasser treffen, als auf den meist abwegigen

Funktionalismus hinweisen, der in vielen unserer Literaturseminare zur dominierenden Methode wird und der Texte wie den zu rezensierenden überhaupt erst möglich macht. Es ist an der Zeit, endlich eine linguistisch orientierte Metakritik zu entwickeln mit dem Ziel, die alten und neuen *fallacies* des Sprechens über Literatur – einschließlich derer des Dekonstruktivismus – aufzudecken und zu überwinden.

WÜRZBURG

EWALD STANDOP

Latin Colloquies from Pre-Conquest Britain: Edited from Oxford, St John's College, MS. 154 and from Oxford, Bodleian Library, MS. Bodley 865. Ed. Scott Gwara. Toronto Mediaeval Latin Texts 22. Toronto: Pontifical Institute of Mediaeval Studies, 1996, vii + 134 pp., \$ 6.75.

Martin Richter. *Die altenglischen Glossen zu Aldhelm's 'De laudibus virginitatis' in der Handschrift BL, Royal 6 B. VII, ediert mit einer Einleitung, Anmerkungen und Indizes.* Texte und Untersuchungen zur Englischen Philologie 19. München: Fink, 1996, xcii + 175 S., DM 68.00.

Neither of these two editions presents material that has not previously been published. Gwara indicates his debt to W. H. Stevenson's *Early Scholastic Colloquies*,¹ and Richter acknowledges his to A. S. Napier.² Both Gwara and Richter make a good case for their respective re-editions: Gwara laments the "scarcity" of Stevenson's volume, and notes that it "has shortcomings that could stand correction" (1). Richter, on the other hand, cautiously suggests that editions of interlinear glosses should be more than "reine Wortlisten" (xci), which is what Napier's edition amounted to, and proceeds to provide the Latin and modern English contexts of the glosses, as well as thorough discussions of the individual glosses. There can be no doubt that these two editions represent an advance over their predecessors.

Gwara's edition contains the so-called *Colloquia e libro de raris fabulis retractata*, the *Colloquia*, and the *Colloquia difficiliora*, all three of which are attributed to Ælfric Bata, as well as the *Colloquium hispericum*, attributed to an anonymous author. These texts do not pretend to any literary merits. They are designed to create and improve Latin oral proficiency, albeit at different levels: while the *Colloquia ... retractata* and the *Colloquia* practice rather mundane vocabulary and constructions, the *Colloquia difficiliora* and the *Colloquium hispericum* introduce the abstruse vocabulary and the bombastic constructions typical of the Aldhelmian and Hisperic styles. Nonetheless, despite their humble aims, the *Colloquia* vividly (though no doubt with great exaggeration) depict the monastic world of the early eleventh century. In one

¹ *Anecdota Oxoniensia, Medieval and Modern Series 15* (Oxford: Clarendon, 1929).

² *Old English Glosses, Chiefly Unpublished* (Oxford: Clarendon, 1900).

scene we see a monk preparing to ride out with a companion (“Volo, ut exeat ad equos, et defer nobis .ii. equas et unum caballum”, 30); in another we see them stop at a foreign monastery on their pilgrimage to Rome (“Romam uolumus ire et uisitare reliquias Sancti Petri Apostoli et Sancti Pauli”, 37); in a third we see students heaping insults on each other (“Ego uellem, ut totus esses caccatus et minctus pro his omnibus uerbis tuis. Habeto stercus in mento tuo”, 73); and in a fourth we have a *magister* interview a student from foreign parts (“Nam tu peregrinus es, et nullo modo contentiose cum aliquo agere debes, et si mellifluam ausonici faminis passim proferas sparginem, et tuorum stemicatio dictaminum compta eniteat”, 104–5), and there are many more scenes. In their vividness these dialogic miniatures recall the medieval faces carved into choir stalls or stone bosses.

Gwara’s twenty-two page introduction briefly describes the texts, mentions the few facts known about Ælfric Bata, determines the sources of the *Colloquia*, examines Bata’s pedagogical methods, and ends with a brief description of the manuscripts. It presents all the information one hopes to find, and does so efficiently (the Toronto Mediaeval Latin Texts Series keeps a tight rein on editors preventing them from becoming prolix). The volume concludes with “Textual Notes”, a collection of “Interlinear and Marginal Glosses”, a collection of “Scriptural Citations and Allusions”, and a Glossary. In keeping with the series’ aim, Gwara has kept emendations to a minimum; the ones he introduces are all well justified in order to make sense of the text. The collection of both Latin and Old English glosses, running to ten pages, is as useful to the modern reader as it must have been to the original Old English reader in readily interpreting the sometimes abstruse vocabulary of the colloquies. Gwara has done excellent work here.

The collection of Scriptural Citations and Allusions, on the other hand, could be improved. Gwara seems to indicate a citation with a direct reference to the biblical chapter and verse, and an allusion with a “cf.”. He does not use this method consistently. On p. 78, 225 he quotes “In semita iustitie uita; iter deuium ducit ad mortem” and identifies this as Prov. 12:28 (“In semita iustitiae uita; iter autem deuium ducit ad mortem”). The very next quotation on the same page, “Iustitia custodit innocentis uiam. Impietas uero peccatorem subplantat” is referred to as “cf. Prov. 13.6”, even though the Vulgate text is identical to the quotation, with the minor variant of *autem* for *uero*. One would have expected more consistency here. Some biblical allusions are ignored completely; the *gutta refrigerii* on p. 87, 83, for instance, alludes to the parable of Dives and Pauper (Luke 16:24), and the *argentum incorruptibile* on p. 97, 7–8 to Matthew 6:20, but neither is acknowledged in the apparatus. Moreover, praiseworthy as it is to have the biblical citations and allusions collected in the back, it would be even more helpful to have them at the bottom of the page as well: since quotations from e. g. Augustine or Aldhelm are identified there, why not also biblical citations?

Throughout the edition Gwara looks for possible Old English influences on Bata’s Latin, and he thinks he finds them in double negatives (e. g. p. 45, 27: “nec modo non possum”), in constructions with the past participle + forms of *habere* or *esse* (e. g. p. 50, 15: “uentus sum”), in the use of *unus* for

the indefinite article (e.g. p. 50, 30: “*unus fortis glutto*”), as well as in some vocabulary items and prepositional phrases. These constructions are rare, and several of the points can be explained in a different way. If, as Gwara suggests on p. 4, some of the *Colloquia* serve in the manner of a “Berlitz phrasebook”, then it is possible that the deviations from classical Latin constitute vulgar Latin or early French/Italian forms and not an Old English substrate: *ventus sum* does give rise to *je suis venu* or *sono venuto*, and the French/Italian indefinite article *un/uno* does take its origin in Latin *unus*. The possibility should at least have been explored.

The edition contains hardly a typographical error. I have noted only a few (37, note /14: *idiemus* should be *indiemus*; 65, 19: *duodetricesima, undeicesima, uicesima* should be *duodevicesima* . . . ; 72, 1: *ubi eris tota die* should be *eras*; 104, 155: *equm* should be *equum*). The careful transcription is quite an achievement, especially for the more difficult *Colloquia*. Gwara’s edition can proudly take its place next to the other fine editions of the Toronto Mediaeval Latin Texts Series.

Richter’s edition of the Old English glosses in the *De laudibus virginittatis* of BL Royal 6 B. vii (= R) is a revised version of his 1994 Göttingen dissertation. His nine-part introduction presents Alhelm’s life and work, a description of the *De laudibus virginittatis*, a list of *De laudibus* manuscripts with Old English glosses, a description of R, a discussion of the glosses in R, the relationship of R to Brussels, Royal Library, 1650 (= B), the language of the Old English glosses in R, an examination of Napier’s edition of the Old English glosses of R, and editorial principles. Each of these parts is useful, summarizes, even if it does not always advance present scholarship. Speaking about Alhelm’s life and work, for instance, Richter relies very strongly on Lapidge/Herren’s *Aldhelm: The Prose Works*, and neglects to mention the challenges posed by Andy Orchard’s *The Poetic Art of Aldhelm*, which appeared in 1994,³ too late for the thesis, but in time for the book. To give another example: the list of the thirteen *De laudibus* manuscripts with Old English glosses is useful, though extremely brief. The origin and provenance of the last five manuscripts are not mentioned, thus allowing Richter to ignore the fact that Cambridge, Corpus Christi College 326 and Oxford, Bodley 97 share their origin and provenance with his “Salisbury group” (BL, Royal 5 E.xi, Royal 6 A. vi, and Salisbury Cathedral 38). The first three sections of the Introduction seem somewhat hurried, almost as though Richter could not wait to get to the actual topic of his book, the Old English glosses of R.

His description of the manuscript is very thorough, and not without surprises. He notices, for example, that the manuscript has two Continental features: hair sides face hair sides, flesh sides face flesh sides, and the folia have been ruled before folding. One could only wish that he had drawn some conclusions from these facts: did Exeter, the presumed place of origin of the manuscript, have special ties to the continent? Did many English manuscripts

³ Andy Orchard, *The Poetic Art of Aldhelm* (Cambridge: Cambridge UP, 1994).

of the second half of the eleventh century have these features? Is the ruling and arrangement of hair/flesh sides a Norman innovation? Though these questions remain unanswered, the reader is nonetheless well served by the very thorough description of the manuscript.

In the sixth introductory section Richter fully comes into his own. He convincingly modifies the theory about the origin of the glosses in R: Goossens had argued that the glosses of R had been taken from B when this latter manuscript had been glossed only by hands A, B, and C.⁴ Richter can show that although the relationship between R and B is very close, one must nonetheless posit a now lost intermediary between B and R in order to explain those glosses in R that differ significantly from those in B.

The edition of the glosses, spanning 116 pages, contains Latin lemma, Old English gloss, the Latin context of the lemma as well as a modern English translation, and extensive notes providing further details to the glosses (e. g. erasures, marginal or interlinear position etc.), parallel Old English glosses of other prose Aldhelm manuscripts, and commentary to the individual glosses. This presentation is thorough, and consistently so. The Latin context is especially helpful since it often explains the semantic nuance apparent in the Old English gloss. The commentaries, brief by necessity, nonetheless always provide an answer when the relationship between lemma and gloss is not immediately apparent (e. g. gloss 237: *anhelat: he gewilnode* – Richter explains the historic present of the Latin, and the semantic shift from ‘to pant’ to ‘to desire’). Richter has done excellent work here.

The texts edited by Gwara and Richter have little in common: colloquies on the one hand, Old English glosses on the other. In a curious way, however, the two editions present some overlaps: the colloquies do contain some Old English Glosses, and, like Aldhelm’s *De virginitate*, they contain Hisperic vocabulary. And even though Gwara’s Old English glosses are not easily accessible in an alphabetized appendix, at least two can be confirmed by readings in Richter: *pastinate* (Gwara, p. 121, line 2) is glossed with the merograph *tyd* and expanded to *tydriap*; gloss 29 in Richter is *pastinare: .i. plantare uel nutrire uel tyddrian. gymnasium* (Gwara, p. 121, line 20) has the merograph (or should this be mesograph?) *ning*, which Gwara expands to *leorninghus*; Richter’s gloss 180 *gymnasii: leorningmannes hus* confirms Gwara’s expansion. Overlaps aside, both books make valuable contributions to Anglo-Saxon studies, showing how even unimportant texts (colloquies, glosses) can yield substantial information.

VANCOUVER

GERNOT WIELAND

⁴ Louis Goossens, *The Old English Glosses of Ms. Brussels, Royal Library, 1650 (Aldhelm’s ‘De Laudibus Virginitatis’)* (Brussels: Verhandelingen van de Koninkl. Acad. voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van België. Kl. d. letteren 74, 1974).

Orality and Literacy in Early Middle English. Ed. Herbert Pilch. ScriptOralia 83. Tübingen: Narr, 1996, 247 pp., DM 96.00.

Der vorliegende Band vereint zehn Beiträge, die im Rahmen des Sonderforschungsbereichs "Oralität und Literalität" im Sommer 1994 an der Universität Freiburg als Vorträge gehalten wurden. Bei aller Verschiedenheit der Themen ist ihr gemeinsamer Nenner das Interesse am Verhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der englischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, einer Zeit, in der mündliche und schriftliche Überlieferung in besonderer Weise aufeinander wirkten. Der Schwerpunkt liegt dabei auf mittellenglischen Texten, allen voran auf Lazamons (Lawman, Layamon) *Brut*, dem – nach einem Vorwort des Herausgebers, das die einzelnen Artikel in den Forschungszusammenhang stellt und knapp charakterisiert – insgesamt fünf Beiträge gewidmet sind.

Françoise Le Saux gibt uns in ihrem Beitrag "Listening to the Manuscript: Editing Lazamon's *Brut*" Einblick in die Arbeit an der neuen *Brut*-Ausgabe der EETS. Am Beispiel der Emendationen der von Brook und Leslie veranstalteten Ausgabe, speziell im Bereich der <d/ð> Variation der Hs. Caligula A.ix, zeigt sie auf, daß allzu bereitwillige "Verbesserung" zu einem Verlust an Authentizität führen kann, und zwar nicht nur was dialektale, idiolektale und graphologische Züge des Verfassers und Schreibers angeht, sondern auch in bezug auf den Textgehalt. Auch Elizabeth J. Bryan ("Sir Frederic Madden's Annotations on Lazamon's *Brut*") beschäftigt sich mit editorischen Problemen des *Brut*. Sie geht dabei zurück zur ersten, von Frederic Madden im Jahre 1847 besorgten Ausgabe und zieht die in der Houghton Library der Harvard University aufbewahrten persönlichen Korrekturfahnen des Herausgebers heran. Sie enthalten nicht nur Notizen, die noch für den Druck berücksichtigt wurden, sondern auch eine Menge an bisher unbekanntem, interessantem Material, das Madden während der folgenden zwei Jahrzehnte sammelte und in sein eigenes Exemplar einarbeitete, um seine Ausgabe fortwährend zu verbessern. Bryans Artikel schließt mit Maddens Transkription von Textfragmenten aus Ms. Cotton Otho C.xiii, welche erst später auftauchten und daher den Weg in seine Ausgabe nicht fanden. Dabei wird Maddens Text kritisch mit dem von Brooks und Leslie gelieferten sowie einer eigenen, mit modernen Methoden vorgenommenen Entzifferung des Textes verglichen. In ihrem anregenden Beitrag "Recounting Time and Time for Recounting: Narrative Sections in Lazamon's *Brut*" weist Rosamund Allen zunächst nach, daß die über 16000 Zeilen lange Versdichtung ursprünglich zum mündlichen Vortrag bestimmt war. Davon ausgehend untersucht sie strukturelle, inhaltliche, stilistische und auch schreibtechnische Kriterien, die es erlauben, den Text in "performance"-Einheiten zu gliedern. Ihre Analyse gelangt dabei zu 35 Abschnitten von zwischen 315 und 626 Versen, deren Vortragszeit eine mittlere Dauer von zwischen 55 und 75 Minuten gehabt haben könnte. Wie der Titel seines Artikels andeutet ("Lawman's Formulaic Themes and the Characterization of King Arthur in the *Brut*"), untersucht Dennis Donahue Passagen des Epos nach den von Parry und Lord gemachten Vorgaben der "oral-formulaic theory". Er arbeitet verschiedene Themen, Unterthemen und Formeln als fle-

xible Bausteine der Erzählung heraus und zeigt, wie sich besonders die variable Realisierung der Themen "General Combat" und "Single Combat" in König Arthurs Traum (13971–14021) verdichtet. Einen kenntnisreichen Beitrag zur mittelalterlichen Dämonologie und ihren Erscheinungsformen in Lazamons Werk bietet Arthur Wayne Glowka ("Lazamon's Heathens and the Medieval Grapevine"). Er belegt, wie sich in den gängigen mittelalterlichen Vorstellungen, unter denen die bei Lazamon keineswegs eine Ausnahme bilden, mündliche und schriftliche Traditionen verschiedenster Provenienz zu einem synkretistischen Teufelsbild vereinen, in dem die Unterscheidung von germanisch-heidnischen, klassisch-antiken oder sarazenisch-muslimischen Elementen aufgehoben und zugunsten des intendierten ideologischen Zweckes ignoriert wird.

Der Herausgeber selbst erweitert die Perspektive des Symposiums mit einer Neuedition, Übersetzung und Kommentierung des im walisischen "Book of Taliesin" (13. Jh.) enthaltenen Gedichtes "Preiddiau Annwn" mit der Absicht, es im Kontext der mittelalterlichen Literatur Großbritanniens neu zu interpretieren ("The Earliest Arthurian Tradition: The *Preiddiau Annwn* of the Book of Taliesin"). Pilch belegt anhand gattungsspezifischer, intertextueller und sprachlicher Merkmale, daß es sich dabei um ein sehr frühes Zeugnis arthurischer Tradition handelt, das eine schriftliche Überlieferung zwischen dem 6. und 13. Jh. voraussetzt. In ihrem Artikel "'Wulf and Eadwacer' and the 19th century Romantic Poems" greift Ioana I. Petrescu auf ein altenglisches Gedicht zurück und erkennt mittels eines typologischen Vergleichs mit Gedichten der englischen Romantik darin Motive, die es als ein romantisches Gedicht in "embryonalem Stadium" erscheinen lassen. Die unterschiedlichen historischen und gesellschaftlichen Bedingungen der jeweiligen Entstehungszeiten bleiben dabei freilich völlig unberücksichtigt. Der Beitrag von Ursula Schaefer, "Twin Collocations in the Early Middle English Lives of the *Katherine Group*", kehrt sowohl zeitlich als auch inhaltlich zum Thema der Konferenz zurück. Schaefer untersucht die in diesen Texten gehäuft auftretenden alliterierenden Zwillingsformeln (z. B. *heien* 7 *herien*) und ihre rhetorische Verwendung aus verschiedener Perspektive und kommt zu dem Schluß, daß sie aufgrund ihrer "strukturellen Poetizität" ein Bindeglied zwischen Oralität und Literalität darstellen können. In "Personification Without the Distinction of Capitalization, Mainly in Early Middle English" stellt Eric Gerald Stanley fünf verschiedene Indikatoren für das Auftreten von Personifizierung auf, die unabhängig von einer orthographisch/typographischen Markierung mittels Großschreibung zutreffen können: "1. dialogue, 2. apostrophe, 3. personifying action, 4. personifying association, 5. gender". Er führt dafür zahlreiche Belege aus der (früh-)mittelenglischen Literatur an, erkennt jedoch zu Recht, daß die Deutung dieses rhetorischen Stilmittels gleichwohl von der persönlichen Sicht und literarischen Erfahrung des Betrachters abhängen kann. Als Abschluß des Bandes bietet John Frankis einen äußerst interessanten Einblick in die Sicht, die die mittelenglische, besonders die hagiographische Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, vom England der vor-normannischen Zeit vermittelt. Im nostalgischen Rückblick genießt das angelsächsische England dabei häufig den Ruf, ein Goldenes Zeitalter hervorragender Heiliger und Herr-

scher und großer Gelehrsamkeit gewesen zu sein. Als Quellen für dieses Englandbild kann neben schriftlichen Zeugnissen auch mündliche Tradition gelten, wie sich aus manchen diesbezüglichen Hinweisen in der Literatur ergibt.

Die in diesem Band versammelten Artikel lassen erkennen, daß die Freiburger Konferenz des Jahres 1994 eine wissenschaftlich fruchtbare und in vieler Hinsicht anregende Veranstaltung war, und man kann Herausgeber und Verfassern nur danken, die Beiträge einem größeren Publikum zugänglich gemacht zu haben.

HEIDELBERG

WALTER SAUER

Robert Mannyng of Brunne, 'The Chronicle'. Ed. with Introduction, Notes and Glossary by Idelle Sullens. *Medieval & Renaissance Texts & Studies* 153. Binghamton, NY: Center for Medieval and Early Renaissance Studies, State University of New York, 1996, x + 911 pp., \$ 60.00.

“In der westeuropäischen Gesamtliteratur gibt es kaum eine Gattung, die allgemein in so geringem Ansehen steht wie die Reimchronik. Der Grund dafür ist gerade das, was sie einst beliebt machte: sie ist eine gemischte Gattung, ein Versuch, geschichtliche Tatsachen im Epos darzustellen, und daher sprechen ihr die Historiker Wahrheit und die Literaturforscher poetische Schönheit ab; ja, außer dem Kreise der Philologen und Kulturgeschichtler widmet ihr wohl niemand ernste Studien.”¹

Diese weitverbreitete negative Einstellung zur Subgattung der Verschronik, deren Beispiele für den neuzeitlichen Leser zudem oftmals von geradezu unerträglicher Länge sind, hat gewiß bewirkt, daß auch die mittelenglischen Vertreter zu vernachlässigten Kindern der Herausgeber geworden sind. Gerade erst kürzlich ist zum ersten Male der Text von Thomas Castlefords *Chronik* vollständig zugänglich gemacht worden,² und bei Mannyng war man bis jetzt gezwungen, den auf *Waces Roman de Brut* (1155) basierenden ersten Teil, der bis zum Jahre 689 reicht, nach der Edition von F. J. Furnivall für die *Rolls Series* (1887), den zweiten, auf der Chronik von Pierre de Langtoft fußenden Teil, der die Erzählung bis zum Tode Eduards I. weiterführt, gar in der schwer zugänglichen Ausgabe T. Hearnes aus dem Jahre 1725 (bzw. deren Nachdruck von 1810) zu lesen, wollte man nicht auf die ungedruckte Dissertation von R. P. Stepsis (Harvard, 1967) zurückgreifen. Diese mißlichen Umstände haben in der vergangenen Zeit eine angemessenere Würdigung des Werkes nachdrücklich behindert.

¹ Helge Toldberg, “Zur Holsteinischen Reimchronik”, *Beiträge zur deutschen und nordischen Literatur: Festgabe für Leopold Magon zum 70. Geburtstag* 3. April 1957, ed. H. W. Seiffert (Berlin: Akademie-Verlag, 1958) 392.

² *Castleford's Chronicle or The Boke of Brut*, ed. Caroline D. Eckhart, 2 vols. EETS 305, 306 (London, 1996).

Unter diesen Voraussetzungen muß man Idelle Sullens gratulieren, daß sie das im Vorwort zu ihrer Edition von *Handlyng Synne*³ angekündigte Projekt einer Gesamtausgabe von Mannyngs Werken auch verwirklichen konnte und dreizehn Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes jetzt die Edition der *Chronik* vorliegt. Dies ist allein schon angesichts des gewaltigen Umfangs des Textes von 15946 + 8358 Verszeilen eine bewunderungswürdige Leistung.

Von den drei erhaltenen Hss. der *Chronik* – Inner Temple, Petyt 511 [Teil vii] [= P], Lambeth Palace 131 [= L] und Rawlinson D.913 [= R] – bietet lediglich die erste den vollständigen Text, bei L fehlt das erste Blatt (Zeile 1–198) sowie II.4974 ff., R bietet gar nur ein Fragment von 150 Zeilen, so daß allein von der Überlieferungslage her nur P die Textgrundlage abgeben kann. Die teilweise starken Abweichungen in L (und auch in R) werden am Textrand mitgeteilt. Die Herausgeberin versucht jedoch nirgends, offensichtliche Fehler auszumerzen, geschweige denn einen kritischen Text herzustellen. Auch die Anmerkungen führen hier nicht weiter.

Ganz offensichtliche, von der Herausgeberin nicht korrigierte Fehler in P sind z. B.: i.20 *pes & fyght* statt > *pes & ryght*; 193 *spen* > *syben* (+ 4164); 696 *scho were or sary* > *scho were glad or sary*; 1273 *may* > *me*; 1286 *costestes* > *costes*; 1315 *þan* > *þat*; 1386 *þorh* > *þorb*; 1775 *dounrht* > *dounryght*; 1784 *to þe hilled* > *to þe hilles*; 2168 *mame* > *name*; 2645 *vnkynes* > *vnkyndenes*; 2794 *souhren* > *southren*; 3006 *kyues* > *knyues*; 3139 *weth* > *welth*; 3236 *tipng* > *tipping*; 5084 *I ne who did* > *I ne wot (I not) who did*; 5090 *hastifesse* > *hastifnesse*; 5722 *vnt* > *vnto*; 5927 *t chese* > *to chese*; ii.2873 *thewe* > *threwe*; 2897 *bigeged* > *besege*; etc. Teilweise sind diese unmöglichen Formen auch ins Glossar aufgenommen worden, wo sie gelegentlich als Fehler (?) gekennzeichnet werden.

Nach den beigegebenen Faksimileseiten von P (= i.3682–3765 und ii.2864–2905), die bei einer Kollation mit dem gedruckten Text keinen Fehler erkennen ließen, ist der Text der Haupthandschrift mit großer Sorgfalt wiedergegeben worden. Die Rubriken beider Hss. fehlen allerdings. Dieselbe Sorgfalt ist jedoch nicht auf die an den Rand gesetzten Varianten aus I. angewendet worden, so daß nicht nur bei künftigen phonologischen oder morphologischen Untersuchungen stets die Hs. selbst konsultiert werden muß. Mein Vergleich, bei dem die eben angesprochenen Bereiche weitgehend ausgeklammert wurden, offenbarte folgende notwendigen Ergänzungen:

i. 4343–4458: P 45 *axe*] L *axes*; 46 *threwe*] *hewe*; 47 *gresse*] *gras*; 56 *fast*] *faste he*; to] *for to*; 59 *no*] *þer no*; 60 *toke any*] *laughte*; 61 *þam*] *þo*; 66 *of*] om.; 67 *in to*] *in*; 68 *abatid*] *batid*; 69 *glad*] *ful glad*; 73 *Cesar*] *Cesars*; 75 *in*] *on*; 78 *lowe a parti*] *a party lowe* (?) *hit*; 79 *his*] *þe* (+ 4387); 90 *Iulius*] *Bot Iulyus*; *ageyn*] om.; 92 *folk*] *fol*; 94 *þam*] *hem*; 99 *&*] om.; 05 *As he*] *Als he þus*; 07 *lord*] *A lord*; 11 *died*] *þer deide*; 12 *knew*] *knowe*; 13 *Bot*] *Bot þer*

³ Robert Mannynge of Brunne, 'Handlyng Synne', ed. Idelle Sullens. Medieval & Renaissance Texts & Studies 14 (Binghamton, NY: Center for Medieval & Early Renaissance Studies, State University of New York, 1983). Vgl. auch meine Rezension in *Anglia* 104 (1986): 202–4.

was; 22 with] ffor wip; 24 langere] lengere; 25 knowe] knew; 28 vnto] until; flegh] þey fleȝ; 31 &] Bot; 44 L y] MS doch eventuell yn (Punkt oder Strich über dem y); 45 þat] þe; matal] metal; 47 myght] ne scholde; 48 mot] myghte; 52 þe] þat; 54 empourer] emperours.

ii. 1321–28 & ii.1600–1625: 22 Edward himself he strangled & was lorn] seynt Edward self & he y-strangeled was loren; 23 I] om.; or] or þat; 24 bale] bales; many] oper; 25 Edward] Edwardes; 26 serued] serued þem; 28 þe toþer] þat oper; L serued] L seruied; – 00 þe] þis; þam] þem (u. ö.); 01 þei] om.; zemed] zemeþ; 02 ilk] ech; 09 ben] om.; 10 &] & of; 11 þerfro] þerfore; ilk] ech a; 13 ere waxen hard] þey bep wexen hard; 14 has] schal; 17 zit] gode; 18 þorgh] by; 19 ilkone þo] ech on þe; 20 lyue] leueþ; 21 þo] þes; 24 god] ihu; þan] þo (?); 25 I as] y.

Dem Text der Chronik (91–692) ist eine umfangreiche Einleitung (1–76) vorangestellt, die u. a. über die älteren Ausgaben berichtet und dann Mannyns Biographie, die Manuskripte der Chronik, Mannyns Quellen und das Nachwirken behandelt.⁴ Hier findet sich kaum etwas Neues, auch ist ein gewisser Hang zur Wiederholung von irrelevanten oder überholten Meinungen der älteren Forschung zu erkennen. Wie auch später im Vorspann zum Glossar hätte manches gestrafft werden können. Typisch ist die Behandlung des möglichen Einflusses Mannyns auf die spätere Literatur, wo nach 7½ teilweise eng bedruckten Seiten der resignierende Schluß gezogen wird, daß außer in Peter Idleys *Instructions to His Son* sich nirgends direkte Einflüsse feststellen lassen. Ähnliches gilt auch für die Behandlung der Dialekte der Schreiber. Die Haupthandschrift P wird bereits lange in das südliche Lincolnshire, also in die Heimat des Autors, verwiesen (vgl. auch das „Linguistic Profile“ Nr. 38 im *Linguistic Atlas of Late Mediaeval English*),⁵ R ist sprachlich verwandt, und L enthält wohl eine Schicht, die auf das südliche Wiltshire deutet. Eine systematische Zusammenstellung auch nur ausgewählter sprachlicher Indizien erfolgt jedoch nicht. Dazu paßt die Meinung der Herausgeberin, daß nach dem Erscheinen des *Linguistic Atlas* und seiner eigenen Methodik phonologische Untersuchungen völlig überflüssig seien (vgl. 50).

Dem Text folgen Anmerkungen (695–733), die sich zum größten Teil auf das Verhältnis zu Wace oder Langtoft beziehen, und ein sehr umfangreiches Glossar für *Handlyng Synne*⁶ und die Chronik (734–911). Es ist insbesondere für den unzureichend erschlossenen Wortschatz der Chronik nützlich, in der

⁴ In der ausführlichen Bibliographie vermisste ich neben diverser Literatur zu den *exempla* vor allem Fritz Kemmlers 'Exempla' in *Context: A Historical and Critical Study of Robert Mannyng of Brunne's 'Handlyng Synne'* (Tübingen: Narr, 1984). Aus der reichhaltigen Literatur zu den einzelnen Erzählmotiven, so z. B. zu den Tänzern von Kölbigk, wird überhaupt nichts erwähnt.

⁵ Angus McIntosh, M. L. Samuels, Michael Benskin, *A Linguistic Atlas of Late Mediaeval English*, 4 vols. (Aberdeen: Aberdeen UP, 1986).

⁶ Damit wird das z. B. von J. Weiss in *Medium Ævum* (55 [1986]: 132) monierte Fehlen eines Glossars hinfällig.

die beiden Haupthss. P und L oft stärker voneinander abweichen. Leider hat Sullens darauf verzichtet, den einzelnen Stellen Bedeutungen zuzuordnen, so daß der Leser "must choose the definition applicable to the context" (741).⁷ Auch werden z. B. die finiten Verbalformen (insbesondere die Zeiten der starken Verben) nicht bestimmt. Bei den etymologischen Angaben fehlen diakritische Zeichen, dagegen wird bei ae. Wörtern in einer mir nicht verständlichen Weise zwischen <g> und <ɣ> geschieden. Die Angaben bei den ae. Vorstufen sind auch sonst oftmals fehlerhaft. Für das Vokabular von *Handlyng Synne* ist es deswegen besser, zusätzlich Gbureks Untersuchung⁸ zu konsultieren, wenn bei ihm auch die Bedeutungsangaben vollständig fehlen.

Ich skizziere weitere Mängel anhand von einigen wenigen Beispielen: Der Haupteintrag für die 2. Person Singular des Personalpronomens findet sich unter *zow* statt *s. v. ze*, was Zweifel an den grammatikalischen Kenntnissen der Herausgeberin aufkommen läßt. Ungewöhnlichere Formen wie die für das Personalpronomen der 3. Pluralis *þe* 'they' (i.5537, 5608, 5698, ii.758 etc.) sind nicht verzeichnet. Oftmals werden mehrere Etymologien zur Auswahl angeboten, auch wenn man die eine oder andere aus phonologischen Gründen mit Sicherheit ausschließen kann. Dies gilt ebenfalls des öfteren für die ae. Ausgangsformen. *Afferme* ist nicht < lat. *affirmāre*; *agher* bedeutet weder 'either' noch ist es < ae. *ægþer*, sondern < ae. *āhwær*; hinter *anelen* steht kein ae. *elen*; *anoynþing* (HS 11991–2) ist durch Textverderbnis entstanden; zur Verbalform *aught* gehört kein ae. *æht*; *bayþynges* kann nicht zu ae. *bāetan* stehen, sondern muß < an. *beita* entlehnt sein; *beholde* geht nicht auf ae. *behealdan* zurück (richtig *s. v. holde*); *bos* und *bod* sind keine ae. Formen von *behoue*; auch gehört *byrd* (*bor*, *burd*) nicht zu *behoue*; *s. v. ded(e)* 'death' steht als Variante auch *deth*, obwohl beide verschiedenen etymologischen Ursprungs sind; *deih*, *dezh* und *dought* sind merkwürdige ae. Vorstufen von *deih*, *degh* 'taugen'; hinter der als "unrecorded" bezeichneten Verbalform *etild* verbirgt sich kein Fehler, sondern schlicht me. *atlen*, unter dem diese Stelle (i.12070) auch im *MED* verzeichnet ist; *fleuh* (i.6541) ist keine Form von *flo*, *flouh* 'to flay' (zu ae. *flēan*), sondern ein Präteritum zu me. *flēn* (< ae. *flēon*); für *menyng* (i.719) reicht das Bedeutungsangebot 'intention; interpretation; remembrance' nicht aus, da hier 'Klage, Trauer' gemeint ist; *wolde* 'world' (3187: *Pou has no mo breþer in ~*) wird als figurativer Gebrauch von 'forest, country' (= 'on earth') erklärt. – Auch vermisste ich einen Index der Namen bzw. ihre Erklärung im Kommentar.

⁷ Vgl. auch S. 737: "The choice of deciding which interpretation of meaning applies in the context is open: ... the reader can make his own application of the meaning". Desgleichen erfolgt keine grammatikalische bzw. dialektale Analyse etwa des Gebrauchs der Pronomina; denn "the student of dialect will, of course, make his own choices based on whichever text he is studying" (741).

⁸ Hubert Gburek, *Der Wortschatz des Robert Mannyng of Brunne in 'Handlyng Synne'* (Diss. Erlangen–Nürnberg, 1977).

Die vorliegende Ausgabe läßt also viele Wünsche offen, da die Herausgeberin Teilen ihrer Pflichten nicht nachgekommen ist. Der Wert der Publikation liegt jedoch in der Bereitstellung eines vollständigen, quasi-diplomatischen Textes der Handschrift P der Chronik des Robert Mannyng, die mit Hilfe eines umfangreichen Wortindex jetzt leichter erschlossen werden kann. Es ist zu hoffen, daß dieses Faktum zu genaueren linguistischen und literarischen Studien über diesen wichtigen Autor des frühen 14. Jahrhunderts führt.

BERLIN

KLAUS BITTERLING

Two Medieval Outlaws: Eustace the Monk and Fouke Fitz Waryn. Trans. Glyn S. Burgess. Cambridge: Brewer, 1997, x + 210 pp., £ 35.00.

Eustace the Monk and Fouke Fitz Waryn, the subjects of the French romances translated in *Two Medieval Outlaws*, were born c. 1170, the one in France, the other in England, and both were adversaries of King John. Fouke rebelled and became an outlaw after the king had wrongly deprived him (as he believed) of his inheritance of Whittington Castle in Shropshire. After three years on the run, spent harrying the authorities, he was reconciled to John in 1203, and lived on apparently until 1258. Eustace, at one time a Benedictine monk, broke with his lord, the Count of Boulogne, in 1204, and lived a colourful, vacillating life successively as an outlaw in the forests of the Boulonnais, a sea-captain in the service of King John, and an admiral in the French navy, in which role he was slaughtered by the English in 1217 during the battle of Sandwich.

The stories of the two heroes are told in *Li Romans de Witasse le Moine*, a lengthy thirteenth-century poem in continental French, and *Fouke le Fitz Waryn*, a fourteenth-century prose romance in Anglo-Norman based on an underlying verse text probably of the later thirteenth century. Each is extant in a single manuscript, that of *Fouke* (British Library Royal 12.C.xii) being of special interest to English scholars in that it not only contains a unique version of the *Short English Metrical Chronicle* but is in the same scribal hand as the greater part of British Library MS Harley 2253. This well-known manuscript is closely associated with Ludlow, a town that the original author of *Fouke* appears to have known intimately. Both romances mix seemingly historical narrative with elements of the marvellous. *Fouke le Fitz Waryn*, which is partly a family history, commences with an account of the hero's ancestors, and the episodes of extravagant adventure (including fights with a dragon and a giant in distant locations) come towards the end. In contrast the story of Eustace begins with the supernatural: in the prologue he receives instruction in necromancy from the Devil himself and casts spectacular spells on his early opponents.

Glyn Burgess brings out well the similarities between the two tales, and refers (though only in passing) to elements which seem to have been important in the creation of the Robin Hood legend. His book comprises highly

readable translations of the two texts; lengthy introductions, especially valuable for their collation of the ample independent evidence for the historical existence of Fouke and Eustace; supporting notes and bibliographies; and indices of personal and place names. Professor Burgess makes no attempt to hide his dependence on the work of other scholars for much of the material in his introductions, and he is perhaps over-conscientious in his rehearsal of the historical and narrative evidence. One result is a marked bias towards this aspect of the tales, amounting to repetition: the main story-elements in the legend of Fouke, in particular, are recounted several times, once in "Fouke as a Historical Figure", once in the detailed "Outline of the Story", and finally in the translated text itself.

There is in contrast disappointingly small attention to the possible social functions of the two romances and virtually none to matters of literary style or mode. The two outlaws play similar discomfiting tricks on their lordly opponents, with the result that both romances have elements of humour. But whereas *Li Romans de Witasse le Moine* has – judging from the translation – much in common with fabliaux, including blasphemous oaths, vulgar laughter and a great deal of lively dialogue, *Fouke le Fitz Waryn* is apparently written with much greater detachment, and contains, in its account of the betrayal of the castle of Dynan, a narrative of impressively laconic seriousness: "Everyone inside met a cruel death. Many a bed sheet which was white in the evening became all red with blood" (144). But it could be argued that discussion of such aspects of the romances would have been appropriate only if the original texts had been presented. The title of Professor Burgess's book makes it clear that its concern is with the stories of Fouke and Eustace and not the works of literature in which these are embodied. *Two Medieval Outlaws* undoubtedly succeeds in its aim of making two important legendary lives accessible to English-speaking medievalists.

LEEDS

O. S. PICKERING

Nicolas Jacobs. *The Later Versions of 'Sir Degarre': A Study in Textual Degeneration*. Medium Aevum Monographs, New Series 18. Oxford: Society for the Study of Medieval Languages and Literature, 1995, x + 127 pp., £ 11.00.

Die mittelenenglische Romanze *Sir Degarre* ist in vier mittelalterlichen Handschriften, darunter der Auchinleck-Hs. (ca. 1330), in vier Drucken aus dem 16. Jh. (z. T. fragmentarisch), einer handschriftlichen Abschrift eines Drucks (1564; fragmentarisch) sowie in der Percy-Foliohandschrift von ca. 1650 erhalten. Trotz des großen zeitlichen Abstands zwischen Auchinleck-Hs. und Percy-Foliohandschrift und der zahlreichen Unterschiede zwischen den einzelnen Textzeugen kann kein Zweifel daran bestehen, daß sie alle den nämlichen Text tradieren und dementsprechend auf ein gemeinsames Original zurückgehen. Jacobs glaubt, daß die Dichtung im Londoner "Bookshop", wie es von

L. H. Loomis 1942 für die Entstehung der Auchinleck-Hs. postuliert wurde, entstanden ist. Mit dem Text der Romanze in der Auchinleck-Hs. und seiner weiteren Überlieferung in einer ersten Redaktion (Hs. Cambridge, University Library, Ff.II.38) und einer zweiten Redaktion (Hs. London, BL, Egerton 2862) hat sich Jacobs bereits in einer Reihe von Publikationen beschäftigt (siehe insbes. die Fußnoten auf den Seiten 4–6). In der vorliegenden Studie geht es Jacobs um das Verhältnis des Texts in der Hs. Oxford, Bodleian Library, Rawlinson Poetry 34 (Sigle R; 15. Jh.), zu den frühen Drucken (Kap. 1), die Textbeziehungen zwischen den frühen Drucken untereinander (Kap. 2) und das Verhältnis des Texts in der Percy-Foliohandschrift zu den Drucken des 16. Jhs. (Kap. 3).

Dem Untertitel der Untersuchung entsprechend versucht Jacobs im einzelnen nachzuweisen, wie die Dichtung am Ende des 15. Jahrhunderts im Laufe der Tradierung einen textlichen Degenerierungsprozeß durchlief, der schließlich seinen Tiefpunkt in der Version, die die Percy-Foliohandschrift überliefert, erreichte. Jacobs versucht weiterhin zu zeigen, daß sich in diesem Degenerierungsprozeß gewisse Muster der Textveränderung und -korruption feststellen lassen, die auch auf eine gewollte Redigierung des Texts, etwa für die Drucke, deuten. Er unterscheidet dafür zwanzig Variantentypen, die er bereits in früheren Veröffentlichungen (in *Medium Ævum* 53 [1984]: 29–30; in *Crux and Controversy in Middle English Textual Criticism*, ed. A. J. Minnis und C. Brewer [Cambridge: Brewer, 1992] 61–70) erläutert hatte; es sind dies:

- (i) lexical or morphological glossing or modernization; (ii) syntactical glossing or modernization; (iii) clarification and expansion; (iv) alteration irrespective of sense, designed to avoid difficulties of expression without any intention of reproducing the original meaning; (v) misconstruction; (vi) smoothing and flattening; (vii) intensification; (viii) sophistication; (ix) restoration of metre; (x) restoration of rhyme; (xi) restoration of syntax; (xii) restoration of sense; (xiii) removal of repetition; (xiv) reminiscence and anticipation; (xv) homoeography; (xvi) omission by homoearchy, homoeoteleuton or haplography; (xvii) transposition by homoearchy or homoeoteleuton; (xviii) misdivision; (xix) ideologically motivated alteration; (xx) casual errors. (6–7)

Nach diesen Kategorien geordnet werden dann in den drei Kapiteln der Untersuchung die jeweils zur Debatte stehenden Textzeugen miteinander verglichen, wobei Jacobs detaillierte und kurz kommentierte Listen von entsprechend klassifizierten Lesarten bietet. Mit dieser Aufstellung leistet Jacobs sicherlich einen wichtigen Beitrag zur Textüberlieferung nicht nur der betrachteten Romanze, sondern dieser Art von Text allgemein. Für eine Edition oder auch textkritische Auseinandersetzung mit *Sir Degarre* ist Jacobs' Studie zweifellos Pflichtlektüre. Da Jacobs auch den Text der Romanze nach Gustav Schleichs Ausgabe (Heidelberg, 1929) in einer korrigierten Form abdruckt, ist seine Diskussion der Textvariation bequem am edierten Text nachzuvollziehen.

Obwohl die feinkalibrige Diskussion der textlichen Veränderungen im Laufe der späteren Überlieferung der Romanze begrüßenswert ist, birgt sie

meines Erachtens doch auch die Gefahr einer zu stark teleologischen Betrachtungsweise in sich. Bei den formal definierten Variationstypen (wie syntaktische Umstellung oder Versehen aufgrund gleichen Versbeginns etc.) ist die Darstellung einleuchtend; bei Kategorien wie "sophistication" oder auch "smoothing and flattening" wird eine bewußte redaktionelle Tätigkeit vorausgesetzt, die bei dieser Art von volkstümlichem Text zumindest fraglich ist. So wird etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die Variante *cler* in R statt *brigt* (V. 950; qualifiziert *brondes*) als "sophistication" klassifiziert (S. 53), was mir schwer nachvollziehbar erscheint. Auch ist die Zuordnung einzelner Varianten nicht immer unproblematisch; die Variante *lokyd vpon* in R statt *biheld* (V. 244; S. 39) z. B. wird als "lexical or morphological glossing" kategorisiert, die Varianten *fyre* in R statt *gent* (V. 771; S. 45) als "alteration irrespective of sense"; ich kann hier keinen Unterschied erkennen. Problematisch erscheint mir auch, daß an verschiedenen Stellen die Wahrscheinlichkeit einer teilweise auch memorialisierten Überlieferung festgestellt wird (63, 98), eine solche Form der Transmission aber bei der Klassifikation und Diskussion der Varianten nicht weiter berücksichtigt worden ist. Trotz dieser Einschränkungen ist die Untersuchung von Jacobs, die im Zusammenhang mit seinen weiteren Aufsätzen zu *Sir Degarre* zu sehen ist, eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis der Textvariation, so daß die textkritische Darstellung von G. P. Faust aus dem Jahr 1935 (*Sir Degare: A Study of the Texts and Narrative Structure*, Princeton, NJ) als heute überholt gelten kann.

BONN

KARL REICHL

Masculinities in Chaucer. Ed. Peter G. Beidler. Chaucer Studies 25. Cambridge: Brewer, 1998, xii + 252 pp., £ 40.00.

Chaucer's Miller's, Reeve's and Cook's Tales: An Annotated Bibliography 1900 to 1992. Ed. T. L. Burton and Rosemary Greentree. Toronto: U of Toronto P, 1997, xxxvi + 287 pp., \$ 75.00.

Henry Ansgar Kelly. *Chaucerian Tragedy*. Chaucer Studies 24. Cambridge: Brewer, 1997, xii + 297 pp., £ 45.00.

Norman Klassen. *Chaucer on Love, Knowledge and Sight*. Chaucer Studies 21. Cambridge: Brewer, 1995, xii + 225 pp., £ 29.50.

S. H. Rigby. *Chaucer in Context: Society, Allegory and Gender*. Manchester: Manchester UP, 1996, xii + 205 pp., £ 35.00 hb., £ 12.99 pb.

Every year, it would appear, is a bumper year for books about Chaucer. In the selection of titles collectively surveyed here, "diverse folk diversely han demed" the work of that sometime Controller of Customs for the Port of London, Clerk of the King's Works, and more or less marginal inhabitant of Ricardian court circles whose poetic endeavors, unaccountably undertaken in English, have challenged, delighted (perhaps less now than previously, in some circles), and annoyed (perhaps more now than previously, in the same circles) readers throughout the century now ending.

Two of these books (by Kelly and Klassen) are monographs of a quite traditional nature, exercises primarily in intellectual history – in one case, scientific, more precisely optical theory; in the other, post-Aristotelian theorizing about tragedy – as applied to Chaucer, while a third, *Masculinities in Chaucer* is, by contrast, one of those now quite common jointly-authored essay collections that explore a comparatively new approach to medieval literature and culture. In fact, although gender and queer studies approaches are effectively deployed in the Beidler collection, as in Glenn Burger's essay on how the Pardoner's performance of gender uncertainty destabilizes the "Physician's Tale", and Patricia Ingham's "Homosexuality and Creative Masculinity in the *Knight's Tale*", there are also some quite traditional contributions here, too, such as Beidler's own praise of the "masculine" virtues Chaucer gives to the Wife in "The Shipman's Tale" (and of Chaucer for being ahead of his time in giving them to her).

In the face of critical diversity, S. H. Rigby's book represents an historian's attempt to establish interpretive boundaries; *Chaucer in Context* aims "to survey competing approaches to understanding medieval literature in its historical context; ... to assess the relative merits of these approaches; and to discuss how we can reconcile or decide between the wildly divergent interpretations of Chaucer's work which they produce." Rigby denies any intent "to transform the brilliant and complex poetry of *CT* into a mere political tract", but does suggest that "an historical perspective [i. e., his] can provide ... an awareness" that Chaucer wrote "with purposes which were often very different from those which we today expect of works of art" (ix).

The four sections of Rigby's study consider whether Chaucer described characters from "real-life observation" or "literary convention"; whether *CT* is a "monologic" or "dialogic" text; whether "humanist" or allegorical (mainly Robertsonian) readings of *CT* are more appropriate; and whether Chaucer was a "feminist" or "misogynist" poet. In attempting to decide between these binary oppositions, it seems to me that Rigby paradoxically makes Chaucer at once too much and too little a poet in a landscape. He takes as his paradigms the master narratives of medieval intellectual history and ideology and assumes that Chaucer would (or could) not possibly diverge from these narratives in his poetry. But he ignores the fact that such ideological formulations were constantly tested and contested by the actual tensions and controversies and clashes of interest between merchants and artisans, lay or clerical reformers and the institutional church hierarchy, the king and the magnates or the commons, the rebels of 1381 and England's legal and political establishment etc., etc. It follows that, unlike historicizing critics such as Paul Strohm or David Wallace, Rigby denies to Chaucer, despite the latter's location and career, the possibility of reflecting in his poetry (whether intentionally or not is finally irrelevant) any of *these* dimensions of his world, thereby endowing it with the richness that makes it the object of continuing study and enjoyment.

Klassen's is one of several recent studies that explore the role of vision – as a branch of optical science, as a key component of erotic experience, as a crucial stage in the process of achieving knowledge about both visible and

invisible (experiential and spiritual) worlds, as a constitutive metaphor for the poet-as-voyeur – in medieval literary, religious, and philosophical texts. His approach (after the now-standard excursion through the concepts of extromission, intromission, and species underlying medieval theories of vision) is to stress that the importance of sight to both philosophical and erotic discourses makes possible, for Chaucer and others, a poetry in which the supposed binary opposition between love and knowledge can be transcended and the opposites shown to be deeply intertwined: “hostility” gives way to “hospitality” through the cultural phenomenon of what Klassen, following Michel Serres, calls *parasitisme*. One consequence of such a process is our awareness that “the human situation of the poet includes his situation as a self-conscious observer” (186). Chaucer, whose poetic persona is frequently that of a non-lover describing the activities of lovers, repeatedly constructs texts that “consider the possible roles of the observer/linguistic reporter, putting the establishment of perception in visual terms” (187).

Klassen traces the give and take of love and reason (or knowledge), with sight as their polyvalent broker, through several Chaucerian texts, as well as through a tradition that runs from Boethius to Jean de Meun’s version of the *Roman de la Rose*. The argument moves somewhat uneasily from the concrete to the abstract, and its punctuation by frequent restatements of the larger moral-intellectual thesis, plus the fact that Chaucer’s poetry does not come under scrutiny until halfway through the book, gave at least one reader the impression that the author is actively engaged in wrestling the poetry into submission to larger theoretico-historical models, rather than deploying the latter in service to the former.

Inevitably *Troilus and Criseyde*, with its complex evocations of optics, erotic – love at first sight, spying the lover from a window – and philosophical – the question of providential foresight raised by Troilus in Book Four and his own scornful posthumous vision of the little earth on which his passion has been played out – and its stress on narratorial and Pandaric voyeurism, occupies a central place in Klassen’s discussion. This provides a point of comparison with *Chaucerian Tragedy* as well as some of the essays in *Masculinities in Chaucer*.

Kelly’s book – the latest in a series of monographs by him on generic understanding of tragedy and comedy from Aristotle through the Middle Ages – argues that Chaucer was the first medieval writer to claim to write tragedies in accord with a clear conception of tragedy. Kelly traces Chaucer’s galvanizing formulation of the genre to a gloss on Fortune’s reference to *tragediarum clamor* (Boethius, *Consolation of Philosophy*, bk. 2, pr. 2) which originated in the commentary on Boethius by Nicholas Trevet but which Chaucer probably found modified in “a copy of Boethius’s text lightly furnished with glosses taken mainly from Trevet” (52), such as Cambridge University Library li.3.21. By omitting Trevet’s modifying phrase, “*de magnis iniquitatibus*”, this manuscript presents a gloss which Chaucer could render as, “Tragedye is to seyn a dite of a prosperite for a tyme, that endeth in wrecchidnesse” – a narrative of fall from weal to woe in which “there is no focus at all on criminal activity” (51).

At the heart of *Chaucerian Tragedy* is a reading of the *Troilus and Criseyde* as Chaucerian tragedy par excellence, and therefore a poem the intent of which is to record the sad ending of a beautiful love affair – *not* to attach blame to any of the principals, as so many critics of varying interpretive stripe have done, especially recently. *Chaucerian Tragedy* seems a book very much on the defensive against the turn of literary studies during the last quarter of this century; Kelly marshalls a formidable scholarly apparatus in support of his self-described “reader response” approach to the *Troilus*, with a view to demonstrating, rather like Rigby, that only certain “reader responses” are appropriate.

Nonetheless, the concluding essays of *Masculinities in Chaucer* suggest just how diversely readers respond to *Troilus and Criseyde* as this millenium ends, and will doubtless continue to do in the new one. Stephanie Dietrich finds four different “portraits” of Troilus embedded in the poem, two (at the outer ends) more traditionally “masculine” and two (between them) “where the hero ‘slydes’ away from anticipated gender roles”; thus, “in his construction of Troilus’s masculinity, Chaucer both conforms to expected literary conventions for the characterization of a male hero and invents details that resist essentialized models of gender” (205). Maud Burnett McInerney reads Troilus through the lens of Ovidian poetic allusion, and finds Troilus thus represented “as a man trapped between two literary modes of loving [i. e., the cynical rapist and the passive, feminized courtly lover], unmanned by a conflict of irreconcilable poetics” (221). “Regularly behaving like a heroine when he should be playing the hero”, Troilus “as courtly lover, is incapable of assuming in any consistent way the predatory role of *amator*” (234).

This reading, from which we must assume Kelly would vigorously dissent, is also implicitly opposed by Derek Brewer in the essay following McInerney’s in the Beidler collection: Brewer equally dismisses “political feminist critics” who condemn Troilus “and his whole male-dominated culture as predatory, lustful, insecure, competitive, selfish ... little better than a rapist”, and “most of my [i. e., Brewer’s] young women students” who “used to regard him as a feeble creature, ‘a poor sap’, ‘a wimp’” (237). What we see here is not just a disagreement over the interpretation of a character or even a poem; rather it’s a generational battle over whether Chaucer is to be, as in the past, the great poet and admired *object* of critical scrutiny, or, in the more recent mode, the name identifying a body of important poetic texts which we study as a *medium* through which to discern the cultural work they perform, wittingly or unwittingly, in Ricardian England (or, indeed, in later centuries).

Irrespective of this struggle’s denouement, it will continue to result in the production of Chaucer criticism, and thus of the need for reference tools to help us navigate this great sea of words. The Chaucer Bibliographies being produced by the University of Toronto under Thomas Hahn’s general editorship seek to meet this need, by both their thoroughness and their extraordinarily useful comments on all entries. The Toronto volume on *The Miller’s, Reeve’s and Cook’s Tales* conforms to the high standards of the series thus far. The advent of the Internet, with its capacity to update bibliographies

without the inconveniences of republication, has in some ways rendered the hard-copy bibliographies obsolete, but having those annotations available between hard covers remains a blessing.

NEW YORK

ROBERT W. HANNING

Richard Arnold. *The English Hymn: Studies in a Genre*. New York: Peter Lang, 1995, xvi + 254 pp., SFR 78.00.

In his Preface, Professor Arnold claims that "This book is the first to examine hymns – and the conditions surrounding their origin, composition, reception, rendition, transmission, revision, and durability – *within* context", and he continues that "The period investigated is the eighteenth century", chosen for two reasons, of which the second is that "this formative period has never been investigated in any detail". Even to those who know only a fraction of the vast literature in the field, these claims must certainly appear exaggerated. What seems clear, however, is that the title of this book is misleading. For it offers us nothing about the medieval forerunners (office hymns, sequences, carols and others religious songs) of the English hymn, while the nineteenth century, and the twentieth, are practically ignored. No word, therefore, about Catherine Winkworth (except for a reference in the Bibliography), John Mason Neale and Sir Charles Stanford, to mention just a few names.

But this criticism (did the publisher think that the more general title would secure better sales?) should not divert our attention from what the author does have to offer. He at first deals in some detail with the question why Archbishop Cranmer and others wanted to restrict congregational singing to biblical texts, i.e. the psalms, although I wonder whether we can wholly disregard the wider scope of the settings of Anglican services by Thomas Tallis and William Byrd, admittedly for a highly-trained choir. A great deal of space is then devoted to the controversy about the introduction of non-biblical hymns (*Kirchenlieder*) into English church services, and the numerous quotations, mainly taken from late seventeenth-century and later publications, are instructive indeed as to the arguments employed by both sides. Thus the promoters of congregational hymn-singing, mainly Nonconformists, could refer to Saint Paul (Ephes. 5.19, and especially Coloss. 3.16), while their opponents would insist on admitting only texts that were divinely inspired and, moreover, did not suffer from the poor quality of some of the new religious poems and the fact that their music had often been borrowed from secular sources, including ballad tunes.

Unfortunately, the author does not pay more detailed attention to such complaints. A closer analysis of the *poetic* value of English eighteenth-century hymns – always, of course, taking into account the limitations posed by their subject-matter – would have been welcome, and I have found no concrete information as to *which* ballad-tunes had been used: tunes of street-ballads, popular ballads (i.e. 'Child' ballads), other popular songs?

Chapters 5 and 7 of the book seem particularly important; here Professor Arnold treats and demonstrates the surprising variability of the texts of the hymns, the lack of “authoritative versions”, and he aptly points out that “in some ways the hymn can be seen as being closer generically to the Anglo-Saxon or Classical tradition of oral poetry than to any modern literary conception of poetry” (133). Equally important is his discussion of hymns and their doctrinal content in chapter 6: more than two hundred years ago, an hymnographer’s views on predestination would often find expression in his verses and might well become the reason for textual changes made by revisers who held different views.

While *The English Hymn* has much of interest to offer, some shortcomings cannot be overlooked. The Fathers and the medieval liturgy (where it is alluded to at all) would have deserved more attention and accuracy. *Benedicite* (= Daniel 3.57–88), *Kyrie Eleison*, *Nunc Dimittis* [sic] (= Luke 2.29–32) are not hymns; for “St. Augustine’s classic clarity” in defining the hymn (p. 30, note 5) one would certainly have expected a reference (cf. *Enarrationes in Psalmos*, 72.1 and 148.17). It is quite doubtful if plainsong was actually “codified” by Pope Gregory I (97), but in any case, a characterization of “traditional plainsong”, by an author writing towards the end of the twentieth century, as “incomparably (and by design) unelaborate and monotonously pedestrian” (98) leaves one speechless. The wealth of metrical forms in English eighteenth-century hymns is no doubt remarkable, but the fact that the “iambic pentameter” (a somewhat inappropriate term in English poetry) is used only once in Charles Wesley’s 8800 hymns (122) should probably be explained not in terms of individual choice, but as a decision against what was, successfully employed, an essentially narrative verse.

The bibliographical information in *The English Hymn* is not always as reliable and informed as one could wish, especially as the “average” reader (who, I hope, has been properly considered) is entitled to some guidance in view of the innumerable hymn-books, editions and historical treatments printed for more than two hundred years now. The Bibliography (233–254) has been divided into three sections, but it is not always clear why a particular book ends up in one of them: Why do we find Miles Coverdale’s *Ghoostly Psalmes and Spirituall Songs* (1531) and Sternhold and Hopkins, *The Whole Booke of Psalmes* (1562; 1577) in different sections? Of the widely used *Hymns Ancient and Modern*, the edition of 1868 and “various eds. 1875” are listed. There was an earlier edition of 1861, and there were numerous revised editions after 1875; for the discussion of textual changes in “Rock of Ages”, e. g., (194–199) it would have been helpful to know which of these editions is referred to. I have missed a few indispensable standard handbooks, especially *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*, ed. S. Sadie (1980), and the Historical Edition of *Hymns Ancient and Modern* (1909) with its splendidly comprehensive Introduction by Walter Howard Frere, still a classic and not even superseded by the *Historical Companion to Hymns Ancient and Modern*, ed. M. Frost (1962), cf. *The Hymn Society of Great Britain and Ireland Bulletin* 5, no. 97 (1962/3): 129–37. The “new edition” (Arnold, 252) of John Julian’s pioneering *Dictionary of Hymnology* (1957) is not new, but

simply a reprint of the revised edition of 1907. *The New Harvard Dictionary of Music* (1986) is mentioned several times in Arnold's book but is not in the bibliography. For those less familiar with the music of the hymns, a reference to one or two recordings might have been helpful (a representative collection of earlier recordings, sung by some of the great English choirs, came out after this book appeared: *Abide with me*, Decca 452 252-2). The publisher certainly ought to have realized that *The English Hymn* is in need of an index.

Despite such doubts and criticisms it should be emphasized that Professor Arnold's book has once again shown that the history of the English hymn will remain a rewarding subject of study, and some university teachers who now feel that the field of English literature could or should be supplemented or even replaced by "cultural studies" might remember that in the long run it may be more important for students to know about Thomas Cranmer, William Byrd, and Charles Wesley than to attend classes about pop culture and pop music of the 1990s, with which most of them are usually more familiar than their teachers. – To readers with a genuine interest in English hymnology who may want more comprehensive information than Arnold provides, and who would appreciate to hear the views of a literary critic and scholar who loves the hymns, I recommend the recently published book by J. R. Watson, *The English Hymn: A Critical and Historical Study* (Oxford, 1997), whose author sadly notes "I feel bound to record my sense of the English Hymn before it disappears in the name of progress."

MÜNCHEN

HELMUT GNEUSS

The Fatal Gift of Beauty: The Italies of British Travellers. An Annotated Anthology. Ed. Manfred Pfister. Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 15. Amsterdam: Rodopi, 1996, 554 S., Hfl. 60.00, \$ 37.50.

Wer in Kalabrien Milch zum Frühstück haben möchte, setze sich mit seinem Krug mitten auf die Straße und warte auf den kritischen Moment, wenn die Ziegenherden durch die Stadt ziehen. Solche Hinweise zum Überleben in Italien gibt Edward Lear im Jahre 1847, jener Lear, der uns als Autor von Nonsens und Limerick geläufig, aber als Reiseschriftsteller und Maler so gut wie unbekannt geblieben ist. Für viele Leser mag dies der interessanteste Aspekt der vorliegenden Anthologie sein: italienische Spuren quer durch die englische Literatur zu verfolgen unter Anleitung eines äußerst gelehrten Pfadfinders in Gestalt des Herausgebers. Man merkt dem Buch, das auch bibliographisch ganz auf der Höhe ist, an, wieviel Jahre an Lektüre von Reiseliteratur, Konferenzen des British Council und Italienaufhalten es in sich aufgenommen hat, von dem souveränen Wissen über englische Literatur ganz zu schweigen. Pfisters biographische Notizen zu den Autoren etwa, gesammelt unter dem Titel "Gazetteer of Travellers" (465–523) stellen eine genußvolle Begegnung mit englischen Literaten dar, die sich im Lust- und Irrgarten Ita-

liens aufgehalten haben. Wir wissen alle von den Italienreisen eines D. H. Lawrence, Robert Browning, Shelley oder Dickens. Wer aber traut sie dem Bischof Berkeley zu, für den das *sight-seeing* einen zusätzlichen philosophischen Reiz haben mußte? Wenig weiß man auch von Miltons Italienreise, auf der er immerhin Galileo Galilei besuchte. Auch Scotts und Wordsworths Italienaufenthalte sind zumindest am Rezensenten vorbeigegangen. Pfister schreibt diesen biographischen Teil mit Wissen und Lust an der Anekdote, die zentral sein kann. Gibbon etwa faßte den Plan für seine monumentale *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* vor den Ruinen der Ewigen Stadt. Die Italienerfahrung des Hundes der Brownings wurde von Virginia Woolf in *Flush: A Biography* ausgewertet. Hilaire Belloc zog einen geraden Strich nach Rom auf der Landkarte, ging darüber zu Fuß gen Italien und schrieb ein Buch darüber. Er wird diesmal nicht schnell unter dem Vorzeichen Antisemitismus und Reaktion abgetan, sondern als Katholik ernstgenommen, der den Katholizismus erstmals in seiner angestammten Umgebung feiern kann, in "the relief of having at last arrived where apotheotics are no longer asked for" (470). In diesem biographischen Teil verbirgt sich möglicherweise ein weiteres Buch, ein mit Verve geschriebener Zusammenhang zwischen Leben und Literatur unter dem Blickwinkel britischer Italienerfahrung.

Pfisters Einleitung will dagegen eher wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werden. Sie bietet den gattungstheoretischen Rahmen sowie eine Begründung für die Prinzipien, nach denen die Texte ausgewählt wurden. Wer die Diskussion über Reiseliteratur in den letzten Jahren verfolgt hat, wird nicht überrascht sein zu hören, daß es sich bei der Anthologie nicht um ein "Buch über Italien" handelt, sondern vielmehr um ein Buch über Britannien. In erster Linie berichten die Reisenden, reflektiert im Medium der fremdartigen Umwelt, über sich selbst, ihre Werte, Erwartungen, Ängste, Ärgernisse, Glückserfüllungen und Enttäuschungen. Also ein "Italy made in England" in diesem Fall; aber, so wäre hinzuzufügen, konstruiert aus einer deutschen Perspektive. Denn auch diejenigen, die Konstruktionen von Wahrnehmung dekonstruieren, tun dies unter den Voraussetzungen eigener Konstruktionspläne. In einer Anthologie diesen Kalibers, die so viele Geschichten erzählt, ist dies nicht leicht nachweisbar. Die intellektuelle Sozialisation eines deutschen Gelehrten zeigt sich jedoch in Überschriften wie "Forks and the Civilizing Process" zu einem Ausschnitt aus Thomas Coryates *Crudities* von 1608. Coryate wundert sich über die merkwürdige italienische Sitte, mit einer eisernen Gabel zu speisen, und führt sie auf die Abscheu der Italiener zurück, mit den Fingern zu essen. Coryate übernimmt die kuriose Tischmanier und wird von einem Freund daher "furcifer" genannt. Ohne Norbert Elias' epochemachendes Werk über den Zivilisationsprozeß wäre dieser Text vermutlich nicht in der vorliegenden Sammlung erschienen. An solchen Exzerpten wird allerdings auch die Neugier des Lesers geweckt: In welchem Kontext steht die Textstelle? Wie verhält sich Coryate in anderen Situationen, die wir dem Zivilisationsprozeß zuordnen? Leider brechen Anthologien immer dort ab, wo es spannend wird. Positiv gewendet: Sie sind Eintrittskarten für eigene Expeditionen.

Die Vielzahl der Texte und Konstruktionen vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart deutet auf die Pluralität der Bilder, die Pfister schon im Untertitel

hervorhebt. Nicht zuletzt entstammt diese Vielfalt den unterschiedlichen Gattungen, die der Herausgeber auswertet. Als Quellen dienen unter anderem Tagebücher, Briefe und Reiseberichte, nicht aber fiktionale Prosa, die einen weiteren Band oder Bände erforderlich machen würde. Auch einige Gedichte sind eingestreut, darunter zwei Strophen aus Byrons *Childe Harold's Pilgrimage*, denen der Titel der Anthologie entlehnt ist. Aber die wichtigste Ursache für die Pluralität der Erzählungen ist die historische und soziale Differenzierung der Reisenden. Englische Humanisten mußten ein anderes Italien konstruieren als Protestanten, die hier eher die Heimat der Hure von Babylon witterten. Für Reisende im 20. Jahrhundert wiederum ist Italien, anders als für den Reisenden auf der Grand Tour, nicht mehr der ultimative kulturelle Höhepunkt. Das Land hat seinen Platz in einem touristischen Weltmosaik eingenommen, das von Mexiko bis Ägypten reicht und von Thomas Cook und Neckermann regiert wird. Wenn Goethe, so schrieb einst der Anthropologe und Lyriker Franz Baermann Steiner, im 20. Jahrhundert lebte, würde er statt einer italienischen eine indische Reise unternehmen. Das Andere, das als kulturelle Ergänzung lockt, verlagert sich mit den Veränderungen kultureller Einstellungen, denn der touristischen Geographie liegt eine Kartographie von Wertordnungen zugrunde. Schon im Leben eines Einzelnen kann Italien sich in seiner Bedeutung verändern. Bei Ruskin etwa setzte diese Änderung sehr früh ein, wie er in einem Brief an seine Eltern im Jahre 1845 schrieb: "I perceive several singular changes in the way I now view Italy. With much more real interest – I take a far less imaginative or delightful one. I read it as a book to be worked through & enjoyed, but not as a dream to be interpreted. All the romance of it is gone, and nothing that I see ever makes me forget that I am in the 19th century" (99).

Der Reisebericht konkurriert zudem mit dem aufkommenden Massentourismus und dem *guide-book* oder muß sich zumindest damit in Beziehung setzen. Byron reagierte auf das neue Medium, als er 1817 an seine Halbschwester Augusta Leigh schrieb: "Of Rome I say nothing – you can read the Guide-book – which is very accurate" (369).

Der Herausgeber hat seine Textpassagen, die vom Umfang her zwischen wenigen Zeilen und mehreren Seiten rangieren, in sechs Hauptgruppen eingeteilt: "Crossing the Alps and Arriving"; "Giro d'Italia and Other Routes"; "On the Road: The Hazards of Travelling"; "The Perception of Otherness"; "Italian Cities"; "Off the Beaten Track and the Mezzogiorno". Der vierte Teil, "The Perception of Otherness", ist der umfangreichste und reicht vom Verhältnis, das die Briten zur Antike haben, bis hin zu Religion, Politik, Sitten, Nationalcharakter und Natur. Hier sind die buntesten Entdeckungen zu machen: Hazlitts Verriß der Venus, G. H. Lewes' Erschrecken über die Obszönitäten von Pompeji, Charles Burneys Reflexionen über das Kastatenwesen, Lady Montagus Feststellungen über Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter, Piozzis und anderer Neugier in Sachen *cicisbeismo* (die Sitte der Damen im 18. Jahrhundert, sich einen Nebengatten zu halten), Dickens' Anmerkungen zum Pfusch bei der Restauration von Leonardos "Abendmahl" in Mailand, Lears Beobachtungen über die Italiener und ihre Tiere, Fiona Pitt-Kethlys Schlaglichter auf Strichjungen und Latin Lovers oder Lisa St. Aubin

de Teráns Auslassungen über die Wildschweine der Toskana. Der Umfang dieses Teils deutet darauf hin, daß hier entweder ein eigenes Buch schlummert oder Gliederungsprinzipien problematisch sind. Denn ohne weiteres hätte der Städte- und der Abenteuerteil auch noch unter "Otherness" – dem Dietrich im Schlüsselbund poststrukturalistischer Begriffe – subsumiert werden können. Die Gliederung verweist allerdings auf ein grundlegendes Problem dieser Anthologie – ihre Lesbarkeit. Bücher sollten im Zeitalter der Datenbanken handlich und lesbar sein, denn was Speicherkraft und Abrufbarkeit angeht, haben sie das Rennen verloren. Mithin sollen sie das leisten, was der Bildschirm und die Maus nicht können und nicht mit diesen konkurrieren. Bücher stehen für Muße, Reflexion, Langsamkeit und Zusammenhang. Zumindest aber sollten sie handlich sein. Das ist nun leider nicht der Fall bei dieser Anthologie, die sich zuviel an Texten aufgebürdet hat. Ihre Lesbarkeit leidet auch unter der Tatsache, daß ständig hin- und hergeblättert werden muß zwischen drei verschiedenen Teilen, wenn man etwa wissen will, wer John Ruskin war, woher sein Text stammt und wann er ihn geschrieben hat, denn die Auszüge kommen ohne weitere Angaben nur mit dem Namen des Autors daher. Der halb wissenschaftliche, halb genußorientierte Charakter der Sammlung läßt beide Sinne am Ende unbefriedigt. Eine Anthologie, so schreibt der Herausgeber in der Einleitung, ist "at its best . . . an interactive book" (14). Die Beschreibung deutet schon an, daß hier ein Mittelding zwischen Datenbank und Lesebuch angesteuert wurde. Doch das Produkt leidet unter der Unnade der späten Geburt. Wie Lear beim Milchholen muß man auch auf dem Buchmarkt den richtigen Moment ergreifen, sonst ist die Ziegenherde des technischen Fortschritts schon durch das Dorf gezogen. Es bleibt zu hoffen, daß Manfred Pfister eines Tages ein wunderschönes Italienbuch produziert, kein *Coffeetable Book*, sondern eine gelehrt-genußvoll reflektierte Geschichte der Italienreisen, analog etwa zu Schivelbuschs *Geschichte der Eisenbahnreise*. Er ist einer der wenigen, die es könnten.

LEIPZIG

ELMAR SCHENKEL

Robert Weimann. *Authority and Representation in Early Modern Discourse*. Baltimore: Johns Hopkins UP, 1996, ix + 243 pp., \$ 42.50 hb./\$ 15.95 pb.

In the mid seventeenth century Thomas Hobbes coined his famous slogan of conservative policy – "auctoritas, non veritas facit legem". The sentence draws its decisionist conclusions from a longstanding struggle about the definition of public truth, which at that time was still tantamount to religious verity and personal salvation. The question of legitimacy no longer seemed to be solvable by means of representation or discourse. Institutional dogma had mutated into personal doxa and into a "diversity . . . of private consciences".¹

¹ Thomas Hobbes, *Leviathan*, ed. C. B. Macpherson (Harmondsworth: Penguin, 1968) 366.

As a consequence Hobbes delegated the decision on what was publicly right or wrong to the authority of the sovereign and left truth, or “*veritas*”, to the individual sphere of conscience and inwardness. Hobbes’ immediate motive for his still influential separation between “*auctoritas*” and “*veritas*” and his subordination of legitimacy to legality was, of course, the Civil War. His broader historical concern was, however, the rhetorical vehemence and increasing proliferation of religious discourse (for which the pamphlet war between Archbishop Laud and a number of Puritan divines is a good case in point). In these and other polemical feuds he saw one of the main reasons for the “dissolution of the state”.²

Robert Weimann’s discourse-analysis of the modes of self-authorization in both Protestant writings and secular narrative provides a good account for the gradual loss of the hegemony of church and state in deciding what is true or false. While pre-Reformation authority had been able to rely on a pre-given or external set of coded “*verities*” (and, as one could add, magic practices and rituals), Protestantism turned inward to the “*forum internum*”, to faith and “*scripture alone*” as a source of “*authority in representation*” (18). As a consequence, the function of the Reformation author was no longer inscribed and determined prior to the actual act of writing. Rather than being predetermined by some unquestionable *potestas*, textual authority could now be negotiated and established in and through the process of representation itself (5, 12, 14). As one would expect, Weimann does not confine himself to religious discourse. The Protestant assumption of a new authority in writing, reading and interpretation prepared the ground or opened the “*space*” (to use his favourite and perhaps necessarily vague metaphor) for a new author-function in secular prose fiction as well. The early modern writer no longer sought to continue traditional and previously authorized forms of chivalric values and schemata or psychomachian allegory. Instead, he or she claimed the parentage for his or her own invention and the right to interpret, emplot and rewrite at his or her own discretion. When the premodern generic order was about to lose its normative grip anyway, it was easier, as a matter of fact, to locate authority in the production proper of the writer. But without a precedence to refer to, the validity of the text needed confirmation by the reading public. While, as a result of expanding referentiality and ambiguity, writers were forced to authorize, direct and control the circulation, reception or performance of their texts, the broadening range and complexity of their representation could only add to the authority of “*who and what was representing*” (18).

Weimann does not construct, however, as one should emphasize, a simple and ahistoric binary opposition between a potentially subversive, inward and “*self-directed*” authority and a given external and “*other-directed*” authority. He is too shrewd a dialectician for this. Undoubtedly, the new author-function produced a sense of contingency and created the consciousness of a gap

² Thomas Hobbes, *Opera Philosophica*, 5 vols., ed. William Molesworth (Aalen: Scientia, 1961) 2: 284.

between being and representation, the individual and the *body politic*, word and thing (in itself a possible means of liberation and redemption). The unprecedented flood of officially unsanctioned texts, religious or secular, certainly triggered divergent interpretations, “loose disputation” (Stephen Gardiner), debate and discord. Since this went hand in hand with incisive social and economic changes, it must have appeared particularly threatening to the established authorities. But however subversive in contents and structure these texts – now widely disseminated through the new medium print – may have been, they also provided a field for the projection of new forms of ideology and appropriation, and a forum for the rehearsal of both dissension and assimilation. Inseparable from the ongoing sociocultural struggle in an increasingly acquisitive society, the early prose fiction of self-authorization of Sidney or Nashe may well have formed the discursive site on which the new sense of “possessive individualism” (C. P. Macpherson) could be developed. Thus, the new “authority in representation” did not merely contest the old “representation of authority”, it also engaged in an open and mutual relationship with the latter (18). A “bifurcation of authority” runs through religious and secular texts alike. Through this approach Weimann distinguishes himself refreshingly from the vast majority of both New Historicists and Cultural Materialists, who either one-sidedly stress the ideological complicity with the ruling system or concentrate solely on resistance to the dominant political power structure. Weimann, on the other hand, focuses less on the level of contents, on possible deviations from or transgression of contemporary religious and political themes and issues, but much more on the appropriation and relocation of authority through the formal and formative changes within discursive practice.

The book is divided into two parts. The first concentrates on “Reformation Discord in Authority” (23), the second on “Sign and Authority in Early Modern Fiction” (101). In chapter one Martin Luther serves to illustrate the discourse of Protestant self-authorization in its primary stage. Luther’s disregard and denial of papal authority, and his attempt to address and partially create an audience of his own, still shows a feeling of unsureness. He adopts the persona of the fool, uses proverbial language and by this means introduces “elements of indeterminacy” (35) into the text – a strategy which was pursued, as Weimann points out, by many other sixteenth century writers. Moreover, he demarcated the inner realm from outward worldly power and limited the authority of the latter by allocating the competence of asserting truth, the future Reformation standard, to the first. Even though the *regnum mundi* must not be resisted openly, the albeit vague distinction between spiritual *autoritas* and worldly *potestas* already pointed to and implied those frictions and confusions between legality and legitimacy which Hobbes later tried to settle through his *Leviathan*. Unlike Luther, Calvin, who forms the subject of the second chapter, did not draw a line between the “Zwei Reiche”. The Geneva Reformer, on the other hand, “sought ‘to resacralize the magistracy’” (45). For him all realms, church, *polis* as well as conscience, were subject to scripture and the divine medium and inner guidance of the Holy Spirit, who was to guarantee the truth of the letter and the authority of the

Word against wilful appropriation by papists and Anabaptists alike. Yet the notion of the spirit, in its very elusiveness, was not appropriate to consolidate the delicate ties between state, church, inspiration, and Scripture.

The scale of debate and discord in Reformation England provided ample proof that neither Luther's differentiation nor Calvin's insistence on scripture and spirit were suitable to settle the question of authority. The English Reformation, it is true, produced a strong sense of nationhood. But the loss of a stable point of reference, along with profound socio-cultural and technological changes, also gave rise to a hyperactivity of discourses indicative of disunity and a crisis of identity. The proliferation of representation resulted in a destabilization of the relation between sign and signified; and subsequently in a "dissociation of discursive activities from traditional locations of authority" (56). Of the many trenches that ran through society, the deepest was, of course, the one between institutionalized Reformation and nonconformism. One of Henry's last speeches against "Mumpsimus", "Sumpsimus" and the disputation, rhyming and singing of God's word "in every Alehouse and Taverne" is very revealing in this respect. Yet his antidotes, the truth of the Word and conscience, could only further social heterogeneity and the unauthorized search for truth, not merely in the field of religion but also in secular prose and the theatre.

Chapter four traces the problem of representational authority from the debate between Tyndale and More, through Stephen Gardiner's overall concern with a possible (iconoclastic) rupture of the preordained continuity between signifier and signified and the Duke of Somerset's remarkable relativization of "true" and "false" in representation, to Bancroft's attempt at a *via media* in questions of (pre-)textual authority. Chapter five points to censorship, to Bacon's functional differentiation "between matters of state and the arts" and to his historicization of "truth" (or, for that matter, authority) as further evidence for the mutual assertion and differentiation of authority. Towards the end of Elizabeth's reign, the retreating radical Protestants, most notably Perkins, resorted to conscience as the ultimate source of "righteousness". Chapter six argues that Elizabeth's efforts at uniformity, by means of an enforced control and weakening of the state church, only encouraged a non-conformist desire for presbyterian forms of self-determination. The ensuing self-authorized practices of a more immediate and enthusiastic religious communication, whether spoken or written, could hardly be checked. The widening gap between official language and the unofficial uses and interpretations of law and authority thus became highly conducive to a mentality of innovation and unprecedented representation.

The second part of the study centres on parallel strategies of self-authorization in early modern prose narrative. The unheard-of surge in literary production benefited from new ways of distribution, the print medium, the loosening of the boundaries between genres and a general dissemination of cultural practices. Chapter seven treats "Contexts of Renaissance Humanism" and points to the various legitimational prerequisites for prose fiction, dramatic texts and the Protestant epic (Sidney's "poesy"). While the proponents of the latter could claim inspiration and universality, prose writers had to draw on

the rhetorics of speech, the humanist medium of political unity. Far from being a site of communicative closure, it offered new and marketable forms of representation by an increasingly self-confident author-narrator. In order to provide a systematic background for the author-function in the early modern era, Weimann delineates in Chapter eight some aspects of premodern narrative. It was characterized, as he extrapolates from ethnological studies, by a delegation of the narrator's individual voice to the verbal magic and the mythical narrative of the text itself. The narrator, who was also a perceptive listener, thereby functioned predominantly as a catalyst for tribal memory and communal identity. The orally shared tradition or memory provided the criterion for the legitimacy of the text (of e.g., *Beowulf*), but not, or only peripherally, of the poet-narrator. Medieval chivalric romance, however, as Weimann acknowledges in Chapter nine, marks the beginning of "a differentiation between author and presenter" (121). The poet now calls attention to his own composition. He refers to the authority of previous books and disowns, as for instance Chrétien de Troyes, the contingencies of oral tradition. Sir Thomas Malory's *Le Morte D'Arthur*, for example, uses the newfound space between writing and performative context to imaginatively rearrange the given material in accordance with the current political codes, the temporal and topographical realities of his own society (and potential readership). Even though Malory partly overrides preinscribed authority, he continues to depend on it and remains far removed from the poetic license of later writers.

The succeeding chapter moves on to the erosion and reappropriation of allegory, another pivotal reference of discursive authority. While the predetermined or stipulated meaning of allegory appears to be highly conducive to the maintenance of power, the very dichotomy between *personificatio* and *significatio* may also point to the separateness of the two elements or even arbitrariness in their allocation. The knowledge the *personificatio* is supposed to embody may thus become questionable. Weimann's example, Erasmus, takes the liberty to endow the figure of "folly" with such a range of meanings that this not only topples the allegorically crucial link between vice and virtue, but also questions the whole order of signification, opens up the relation between signified and sign, (inward) spirit and (external) letter, and renders the association much more flexible and dynamic. Most other humanist writers, however, were largely occupied (as e.g., Richard Sherry) with reconciling the *usus loquendi* with the precept of proper reference, ignoring the implications of an expanding market for books and other commodities. In the remaining chapters eleven to thirteen, Weimann turns to three authors who were already geared to the new conditions, transforming books into objects of acquisition, intellectual assimilation and (interpretative) indeterminacy (149).

Rabelais's narrative *Gargantua* rejects both the static semiotics of allegory and the rather arbitrary mode of signification by similitude. Instead, he establishes his author-function by discovering and unfolding a symbolic or "hieroglyphic" relation between sign and signified *during* the process of writing. This does not merely permit, it also necessitates an interpretation of one's own.

Thomas Nashe presents the outstanding example of a sixteenth-century writer of prose fiction who sought to overcome the old dichotomy between “feigned” and “true” history in order to reconcile *fabula* with “a local habitation and a name”. For this purpose he had to come to terms with the cultural premises of humanist poetics, which were precisely predicated on the distinction between the universal, or ideal, and the particular. Nashe’s strategy of authorization is sustained by his criticism of the poetical flatness of the chronicle and a rejection of chivalric romance, as well as allegory and Petrarchan conceit. These modes, he contends, are either historically inadequate or fail pragmatically, in a real social situation. Undercutting *decorum*, he engages, especially in *The Unfortunate Traveller*, in a “fine interplay between fantasy and experience” (170) and tries to narrow the representational distance by employing the low style of *sermo humilis*. Although clearly confident of his innovative author-function (and his appeal to the reader-market), Nashe constantly doubted the appropriateness of his text. Yet his consequential questioning and negotiation of representation may well have contributed to the expansion of the language of fiction, just as his awareness of both his progressive role in the literary system and his popularity with the reader may have established the new author-function.

In his final chapter (focussing on Cervantes) Weimann complements his evolutionary narrative of the author-function by adumbrating the altered conditions of reception. The dissociation of narrative schemata, the confrontation of an idealized world with the existent foolish world, and the ensuing multiplication of levels of particularity and generality required a different, much more flexible attitude on the part of the reader. Most of all, he or she had to learn both to distinguish between fiction and reality *and* to freely bridge the gap between the world in and outside the text. For this reason, and because of the wide-ranging political, social and cultural differentiation, the faculty of the imagination achieved a decisive significance. But the imaginary, as Weimann concludes in his Epilogue, neither gives rise to a coherent “Weltbild” nor merely produces heterogeneity. Modern imagination and its representational forms, particularly on the (Shakespearean) stage, are never just in opposition, (ir-)reconcilable or identical with the given. No longer completely predetermined by traditional authorities, the imaginative practices now use the emerging free space for both the differentiation of existing cultural norms and the integration of what was thought to be irreconcilable and different. With this balanced concept of imagination and representation in mind, it appears doubtful, by the way, that Hobbes’ political model would have succeeded eventually. Its historical prospects might have been better, though, than of those totalitarian societies which try to colonize *veritas* entirely.

I have only a couple of remarks to make. As Weimann deals first with Protestant discourse and then with secular narrative, one wonders about the relationship between these two modes of writing. It remains fairly open whether the rejection of chivalric romance and allegory can be seen as a consequence of the Protestant dismissal of pre-given authority, or whether the relocation of the secular author-function is due, rather, to socio-economic differentiation and evolution (delimitations, “anxiety of influence”) within

the literary system. Is there a causal or just an incidental connection between the two modes of writing, reading and interpretation?

The popular Broadside ballad and the pamphlet, forerunners of the newspaper, are hardly mentioned, although their substantial contribution to the literary market and new forms of representation is well documented. The study, moreover, would have profited from a description of the specific social circumstances and the corresponding motives of innovative writers such as Thomas Nashe, Philip Sidney, Thomas Dekker and Robert Greene in particular and from reflection on the emerging type of the intellectual in general. Without such specifications, the socio-cultural approach appears somewhat vague and unsatisfactory. Finally, to characterize the early modern English system of rule as "absolutist" (compare, for example, 53, 192) is misleading. Parliament (or, for that matter, the "country") was simply too powerful for this, especially when it came to money.

But these are only trifles and perhaps beyond the scope of this excellent study. Robert Weimann has written a significant contribution to the history of the notion of the "author" and the socio-cultural institution of what we call "literature".

GIESSEN

PHILIPP WOLF

M. Lindsay Kaplan. *The Culture of Slander in Early Modern England*. Cambridge Studies in Renaissance Literature and Culture 19. Cambridge: Cambridge UP, 1997, 148 pp., £ 32.50.

Die Beziehung zwischen Dichter und Staat in der frühen Neuzeit wird in der Forschung häufig unter der Überschrift "Zensur" abgehandelt. Kaplan kritisiert diesen Ansatz vor allem aufgrund seiner reduktiven Begünstigung einer hegemonialen Auffassung von Staatsmacht. Alternativ stellt sie in ihrer Studie Praktiken der Verleumdung, zusammengefaßt unter dem Terminus *slander*, in den Mittelpunkt, um die grundsätzliche Instabilität von Kategorien legitimer und illegitimer Rede sowie die Vielschichtigkeit der diskursiven Aushandlung von Machtbeziehungen deutlich zu machen: "[W]e can substitute the repressive model censorship offers with a more complex and contestatory account of the operation of power with regards to language which accords a measure of agency and resistance less available in analyses of censorship" (2). Kaplan gibt einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Phänomens *slander* und dessen strukturelle Bedeutung für die Kultur der frühen Neuzeit in England. Besonders betont sie die sprachliche Dimension der Verletzung "inflicted by words or signs as opposed to actions" (12) sowie die grundsätzliche Doppeldeutigkeit des Begriffs, da *slander* sowohl den Akt der Verleumdung bezeichnet als auch die Tatsache des – zu Recht oder Unrecht – erfolgten Gesichtverlusts, ähnlich dem im römischen Recht und im Kirchenrecht gebräuchlichen Begriff der *infamia*.

Die unterschiedliche Behandlung der Verleumdung durch verschiedene Ge-

richtbarkeiten bei einem generell starken Anstieg der Rufmordprozesse macht *slander* einerseits zu einem rechtshistorischen Problem, da variabel nach Wahrheitsgehalt der Anschuldigung, inhaltlicher Thematik oder Auswirkungen geurteilt wird, und andererseits zu einem paradoxen, höchst prekären, aber auch vielfältig einsetzbaren Instrument – der Staat selbst, in Verbindung mit dem Rechtssystem, bedient sich bei Verfolgungen und Schandstrafen institutionalisierter Formen von *slander*. Hier sind auch “the poets” betroffen, unter die Kaplan Dichter und Dramatiker subsumiert. Deren Texte sind zwar fiktional und damit nicht ohne weiteres in der Dichotomie von Wahrheit und Lüge zu verorten, doch sehen die Dichter sich gleichzeitig als Verkünder einer höheren Wahrheit und als Instanz der Beurteilung öffentlicher Belange, was sie potentiell dem Vorwurf des Hochverrats aussetzt. Die literarische Repräsentation der Beziehung des Dichters zur Staatsmacht untersucht Kaplan an drei prominenten Beispielen, wobei es ihr nicht nur um soziale und politische Auswirkungen von *slander* auf die Literatur geht, sondern gleichermaßen um die durch literarische Sprache vermittelte kulturelle Bedeutung der Verleumdung.

Zunächst analysiert Kaplan Allegorien der Verleumdung in den Büchern IV bis VI von Spensers *The Faerie Queene*. Anfänglich stilisiert sich Spenser, im Einklang mit offizieller Rhetorik, als Warner vor der Gefährlichkeit übler Nachrede und als wertvoller Diener des Staates in seiner Fähigkeit, Verleumder und Kritiker zum Schweigen zu bringen. Als er sich jedoch selbst zunehmend von staatlicher Seite kritisiert sieht, definiert er diese Kritik als Verleumdung. Kaplan knüpft die verschiedenen Figurationen der Verleumdung historisch an das englische Engagement in Irland und die aus Spensers Sicht ungerichte Behandlung Lord Greys und Sir Walter Raleighs. Erschienen daher “Ate” und “Sclaunder” in Buch IV noch als verhältnismäßig harmlos, so werden die Attacken von “Enuy”, “Detraction” und dem “Blatant Beast” immer bedrohlicher.

Spenser's increasing inability to reconcile poetry and service to the state is a manifestation of the impossibility of both celebrating an idealized, virtuous state and correcting its flaws. In terms of slander, the poet increasingly finds that instead of protecting the state from some external threat of defamation, he is exposing the court as the source of defamation. (57)

Daher wendet sich Spenser in Buch VI sowohl vom Hof ab, indem er die pastorale Gegenwelt als Hort der Tugend identifiziert, als auch von seinem poetischen Projekt, da sich die historische Allegorie als zu anfällig für verleumderische Fehlinterpretationen erwiesen hat.

The idealized project of the poem to distinguish poetry from slander and advise and protect the virtuous state from slander cannot maintain the stable categories of virtue and malice necessary to sustain this vision. The sense of disappointment at the end of Book VI does not mark the victory of state censorship over a delegitimized poetry, but the inability of either ruler or poet to avoid implication in the workings of slander. Ultimately, slander eludes the stable categories of truth and falsehood established by both official and poetic rhetoric to contain it. (63)

Wie Spenser versteht auch Ben Jonson den Dichter als Anwalt der Tugend. Während Spenser sich jedoch an "a virtuous state poetics" (64) versucht, verteidigt Jonson die Satire als Genre, nachdem diese 1599 als verleumderisch verboten worden war. Obwohl Jonson generell keine besondere Gefolgstreue zur Staatsmacht zu bescheinigen ist, verknüpft er in *Poetaster* die Interessen des Herrschers mit denen des wahren Dichters, um deutlich zu machen, daß Dichtung sich nicht im Gegensatz zum Gesetz befinden muß. "In *Poetaster's* attempt to realign early modern perceptions of the relations of poet to state along the lines of an idealized Augustan model, the ruler's enemy is not the satirist, but the satirist's critics" (78). Indem die wahren Dichter mit Billigung des Herrschers über die falschen Dichter zu Gericht sitzen, kann Jonson böswilligen Fehlinterpretationen der Satire von offizieller Seite und dem Mißbrauch des Genres durch schlechte Dichter gleichzeitig die Spitze nehmen. Außerdem reklamiert er mit der Ausstellung eines literarischen Selbstreinigungsmechanismus eine gewisse Autonomie für sein Metier. *Poetaster* wurde jedoch keineswegs wohlwollend aufgenommen, und Jonson verteidigte sich in einem *Apologetical Dialogue* sowohl gegen offizielle Stellen als auch gegen Kollegen wie Marston und Dekker. Hier gelingt es Jonson nicht, seine ursprüngliche Opposition zwischen autorisierter Satire und böswilliger Verleumdung aufrecht zu erhalten. "Jonson's attacks against slanderers redound to his own discredit, and the distinction between satire and slander dissolves" (90).

Jonson und Spenser unterlaufen ihre eigenen Argumente letztlich dadurch, daß sie stabile Unterschiede zwischen wahr und falsch, zwischen tugendhafter und verleumderischer Rede zu errichten suchen. Werden sie jedoch von Befürwortern zu Gegnern des Staates, trifft sie selbst der Vorwurf der Verleumdung, die sie unzweideutig definiert und negativ bewertet hatten. Shakespeare entkommt dieser Falle durch eine grundsätzliche Neukonfigurierung der Verleumdungsdebatte. In *Measure for Measure* ist *slander* keine inhärent negative, sondern eine von Interessen und Sprecherpositionen abhängige, immer wieder neu auszuhandelnde politische Praxis. "Although the rhetoric of the authorities who attempted to control slander represents it as a threat to the peace of the realm, in fact the operation of slander constitutes in part ... the state's own methods of punishment and maintaining dominion" (93). Shakespeare bringt über die Figuren Lucio und Vincentio einen Phantasiebegriff ein, der in zeitgenössischer Semantik (Mazzoni, Puttenham) sowohl Politikern als auch Dichtern zugeordnet wird: politische und theatrale Dramaturgie sind strukturell analog. Wann die Fiktionen, mit denen beide arbeiten, zu *slander* werden, wird damit eine Frage der Perspektive.

In contrast to Spenser and Jonson, Shakespeare does not imagine the poet as a servant of the state, but as a competitor for definition of and control over defamation. ... *Measure for Measure* employs the state's own methods of exposure to censure the arbitrariness of its response to theatre and, in so doing, demonstrates that the instability of slander is just as likely to humiliate the perpetrator as his intended victim. (108)

Kaplans grundsätzlich interessante These könnte viel überzeugender sein, gäbe die Autorin sich in ihren Überlegungen nicht oft zu früh zufrieden. Monolithische, sogar per Fußnote als problematisch oder anachronistisch gekennzeichnete Begriffe wie "the state" oder "the poets" durchziehen die Analyse und verhindern Differenzierungen ebenso wie die sehr weit gehende Reduktion komplexer Texte auf eine zur These passende "message". Die rechtshistorischen Dimensionen von *slander* verfolgt Kaplan nur bis zur beliebten Figur des Paradoxons und verschenkt dadurch die großen Potentiale des Konzepts für die Problematisierung einer binären Opposition von Wort und Tat und für eine vielschichtigere Analyse der Handlungsfähigkeit von Individuen in Institutionen – von der Konstruktion von Geschlecht ganz zu schweigen. Daher reproduziert Kaplan eine Dichotomie von "subversion" und "containment", die die neuhistorische Forschung schon lange zu überwinden sucht. Natürlich ist nicht nur ein dickes Buch ein gutes Buch, und gäbe sich Kaplans schmaler Band als längerer Essay zu einer bestimmten Dimension von Verleumdung, wäre daran nicht viel auszusetzen. Da das Werk jedoch als kulturwissenschaftliche Studie in einer illustren Reihe erscheint, zudem mit einem sehr umfassenden Titel und dem impliziten Anspruch, einen Paradigmenwechsel einzuleiten, bleibt eine leichte Enttäuschung zurück.

ERLANGEN

INA HABERMANN

Jürgen Kamm. *Der Diskurs des heroischen Dramas: Eine Untersuchung zur Ästhetik dialogischer Kommunikation in der englischen Restaurationszeit*. Schriftenreihe Literaturwissenschaft 30. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 1996, 503 S., DM 98.50 hb./DM 79.50 pb.

"Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten", stellt der Rezensent ein wenig verwundert fest, da ihm nach langer Abwesenheit erneut Dryden und Almanzor, Settle und Muly Labas in der umfangreichen Wuppertaler Habilitationsschrift von Jürgen Kamm entgegentreten. Verwunderung weckt weniger die unvermutete, der *Anglia* verdankte Wiederbegegnung mit der eigenen Forschungsvergangenheit, sondern weit mehr der Umstand, daß das heroische Drama angesichts des bunten Katalogs neuer Anglistiken überhaupt noch Forschungsrang erreicht. Die Restaurationszeit insgesamt gehört ja seit langem nicht zu den bevorzugten Interessengebieten selbst der alten Anglistik, und niemand wird dem Verfasser der vorliegenden Studie widersprechen, wenn er seine Gegenstandswahl mit dem klassischen Argument jeder Qualifikationsschrift, dem "zweifelhaften Ruhm besonderer Vernachlässigung" (13) eben des heroischen Dramas, begründet. Vergegenwärtigt man sich die Forschungsgeschichte, die in höchst unregelmäßigen Abständen manchmal provozierende, dennoch folgenlose Neudeutungen und häufiger kompromißbeziehte, aber wenig durchschlagende Rettungsversuche hervorgebracht hat, dann kann man resümieren, daß das heroische Drama die praktisch vollständige Mißachtung durch das Theater nach der kurzen Blütezeit unter Karl II.

und die eher unsichere Aufmerksamkeit der Forschung wohl in erster Linie einem Rätsel verdankt – der offenbar kaum überzeugend zu beantwortenden Frage, “warum sich die Dramatiker nach 1660 zur Darstellung ernster Inhalte für eine offenkundig so komplizierte und mißverständliche dramatische Ausdrucksform entscheiden” (20).

“Die Superillokutionen heroischer Dramen verfolgen das superperlokutive Ziel, das Theaterpublikum der Restaurationszeit durch die ästhetische Perfektion eines stilisierten Ideals heroischer Tugendhaftigkeit zu veredeln, welches sich weniger im Heldentum physischer Aktivität, sondern vielmehr im Edelmut von Denken, Sprechen und Handeln kristallisiert, wie er im harmonischen Wohlklang des heroischen Verses zu Gehör gebracht wird” (451). Ich zitiere dies keineswegs in unfairer Absicht aus dem knapp zusammenfassenden Schlußkapitel (Kap. V, 441–53). Was hier wie eine mißglückte oder jedenfalls allzu bündig-abstrakte Lösung des erwähnten Rätsels gelesen werden kann, basiert durchaus auf reichen und genauen Ergebnissen einer breitgefächerten systematischen Diskursbeschreibung, die mit einem erheblichen theoretisch-methodischen Aufwand betrieben wird. Dieser Aufwand scheint unerlässlich. Denn, wie auch immer man die Rätselfrage zu beantworten versucht, es kann kein Zweifel daran bestehen, daß das heroische Drama – Drydens Stücke durchaus nicht ausgenommen – die Grenze des bloß Mißverständlichen nicht eben selten überschreitet. Nicht nur zeitgenössische Kritiker, die beteiligten Dramatiker selbst liefern dafür ein unübersehbares Indiz, wenn sie schon bald nach der Erfindung dieses Subgenres dessen Todesglocken mit scharfen gegenseitigen Attacken heftig zu läuten beginnen, die den Unsinn des veredelnden “harmonischen Wohlklang[s]” im Werk des jeweils anderen zum Ziel haben – in der Kontroverse um Elkanah Settle's *The Empress of Morocco*, 1673, an der neben Settle und Dryden noch John Crowne und Thomas Shadwell beteiligt sind. Das “superperlokutive Ziel” scheint von Anfang an gefährdet gewesen zu sein.

Verfasser nähert sich diesem merkwürdigen Gegenstand mit ebenso großer Zuversicht wie Strenge. Seine am Epos und vor allem an der Epos-Rezeption der Restaurationszeit orientierte Definition des heroischen Dramas – bewundernswerte Heldenfigur und Liebe-Ehre-Konflikt nach epischem Vorbild; ausschließlich in “heroic couplets” verfaßt (Kap. I, 29–106, 56–58) – bringt ein sehr einheitliches, historisch auf die beiden ersten Jahrzehnte nach der Restauration begrenztes Textkorpus hervor. Kurzer Aufstieg und schneller Tod dieses Dramentyps werden mit “den spezifischen Bedingungen von Gesellschaft und Theater nach 1660” und dem schnell brüchig werdenden Kompromiß des “Restoration Settlement” in Verbindung gesetzt (49 und *passim*). Wichtiger freilich als eine Parallelisierung von politischer und gattungsgeschichtlicher Entwicklung ist die diskursgeschichtlich ansetzende Analyse des heroischen Dramas in der vorliegenden Studie.

Verfasser begnügt sich nicht damit, aus der gegenwärtigen Diskursforschung und den sie tragenden Disziplinen sein Analyse-Instrumentarium herzuleiten (Kap. III, 173–230), sondern verknüpft die Aufbereitung der Theorie-Diskussion eng mit einer ausführlichen Rezension vorherrschender Diskursmodelle des 17. Jahrhunderts (Kap. II, 107–72) und gewinnt daraus eine

fruchtbare Perspektive. So werden "Diskurse als sprachliche Realisierungen des Handlungsvollzugs" (175) definiert, wird im Anschluß daran der dramatische Diskurs auf einer oberen Ebene ("Superstruktur") als vom Autor geplanter Handlungsentwurf (Drama als Handlung) gedeutet, dessen Sinn sich in der "Sequenzierung der präsentierten Dialogspiele" ("Makrostrukturen"; Handlung des Dramas) konstituiert, die wiederum auf "mikrostruktureller Ebene" aus Sprechäußerungen (Sprachhandlungen) der Figuren bestehen (181, 190, 226). Die Kohärenz des Dramas als Handlung wird mikro- und makrostrukturell durch syntaktische und semantische Regeln, superstrukturell durch Deutungs- und Erfahrungsschemata garantiert, die die "Sequenzierung der Makroeinheiten" steuern (191, 227). Die Interpretation der Handlung als kohärent gelingt freilich nur soweit und solange, wie die Schemata, deren sich der Dramatiker bedient, vom Publikum verstanden und akzeptiert werden (194).

Die sprachphilosophischen Debatten des 17. Jahrhunderts, die Verfasser – der grundlegenden Studie Werner Hüllens, *"Their Manner of Discourse": Nachdenken über Sprache im Umkreis der Royal Society* (Tübingen: Narr, 1989), folgend – in ihren charakteristischen Verzweigungen und Entwicklungen nachzeichnet, offenbaren in der Restaurationszeit einen Widerstreit zwischen zwei Diskursidealen, dem der Royal Society und dem des heroischen Dramas (23 f., 119). Dabei ist nicht zu übersehen, daß trotz aller Gegensätze die beiden Parteien in einigen zentralen Punkten übereinstimmen. Beide Seiten sehen mit der Restauration eine Blütezeit Englands angebrochen, die sich auf Wissenschaft und Dichtung und politische wie ökonomische Vormachtstellung erstreckt (124); und beide betonen die Notwendigkeit einer Sprachreform als wichtiger Stütze des nationalen Aufstiegs. Die Gegensätze brechen dort auf, wo die Royal Society eine "Eindeutigkeitsrelation zwischen Bezeichnendem und Bezeichneten [sic]" (127) anstrebt und sich am Sprachgebrauch von Handel und Handwerk orientiert, während die Dramatiker einem höfischen Sprachideal nacheifern, uneigentliches Sprechen favorisieren, sprachliche Ornamentik und dichterische Phantasie in den Vordergrund stellen, allerdings auch deren Bändigung durch die Urteilskraft und die formale Regelmäßigkeit des "heroic couplet" einfordern (129, 134).

Auf dieser Grundlage liefert das lange Kapitel über die "Dialogspiele des heroischen Dramas" (Kap. IV, 231–440) eine erschöpfende Systematik der (komplementären, koordinativen und kompetitiven) Dialogspielgruppen, um mit "wissenschaftliche[r] Beweiskraft" (231) und unermüdlicher Ausführlichkeit "anhand der Dialogstrukturen die imaginierten Universen heroischer Dramen und ihr ästhetisches Wirkungspotential vollständig" erschließen zu können (232).

Auf eine Skizze dieser Systematik kann hier verzichtet werden, auch deshalb, weil die große Gegenstandsnahe der Analysen und die historische Kontextualisierung des Analyse-Apparates eine Übertragbarkeit des Verfahrens weitgehend verhindern. Anzumerken ist hier allenfalls, daß Verfassers strenge Disziplin und Genauigkeit sprachliche Nebenwirkungen zeigen. Ob man (zur Auflockerung?) von "Makros" reden sollte (231), wo Politikern Unempfindlichkeit schon den Soli erfunden hat, scheint mir eher zweifelhaft; ein "bemiß-

trautes terminologisches Konzept" mag ich auch nicht sonderlich (107); ebensowenig halte ich von "ultimativer Gerechtigkeit" (239) und davon, daß göttliche Wirkungsgewalt "ultimativ belohnt" (451).

Bewunderswert bleibt allemal die Konsequenz, mit der Verfasser in einem weiteren Rettungsversuch nicht nur die Ernsthaftigkeit des heroischen Dramas herausstellt, sondern darüber hinaus die, wenn auch nur kurzfristig, gelingenden Handlungsentwürfe der Dramatiker als Resultat eines Diskursideals beschreibt, dessen hochfliegender Sprache ein sorgfältig geplantes Wirkungskalkül unterliegt. Daß die Gestalten dennoch schwankend bleiben und das Rätsel ungelöst, mag am Rezensenten liegen, der ein wenig bedauert, daß Verfasser die Bedrohung des dramatischen Diskurses durch das zukunftsweisende Diskursideal der Royal Society nicht als Verunsicherung, als stetigen Anlaß zu Mißverständnissen und als Einladung zu parodistischer Vernichtung im heroischen Drama selbst gesucht hat, sondern bloß ans Ende der kurzen Geschichte dieser merkwürdigen Gebilde stellt.

ESSEN

ELMAR LEHMANN

Heinz-Joachim Müllenbrock. *The Culture of Contention: A Rhetorical Analysis of the Public Controversy about the Ending of the War of the Spanish Succession, 1710–1713*. Monographs on Eighteenth-Century English Literature and Culture. München: Fink, 1997, 219 pp., DM 68.00.

Ever since its first publication on 27 November 1711, Jonathan Swift's *The Conduct of the Allies* has been considered the highlight in the political debate about the termination of the War of the Spanish Succession. For some commentators, J. A. Downie amongst them, Swift's pamphlet seemed to be the climax of an ongoing campaign; for Müllenbrock, however, it marks the overture to the last and decisive phase of the government's propaganda. According to Müllenbrock, Swift's pamphlet not only proved to be one of the most successful of early political papers published after the lapse of the Licensing Act in 1695, but it must also be considered as an epitome of a new phenomenon in European political culture, the emerging culture of public debate of political problems "without doors", that is, outside Parliament. This, indeed, proved to be a new development, and foreign travellers from the continent again and again marvelled at the extent to which even people of the lower strata took part in the public debate on which they were, nevertheless, unable to exert any influence, at least from the point of view of suffrage. In this context Jürgen Habermas' classical study *The Structural Transformation of the Public Sphere*, first published in 1962 (English translation in 1989), comes to mind. But as critics of Habermas and recent contributions to *Habermas and the Public Sphere* (ed. Craig Coulhoun, Cambridge, MA: MIT Press, 1992) have made clear, there are quite a number of theoretical as well as historical problems in applying the terms "public opinion" or "public sphere" to the situation on the British Isles. Not only did the emergence of the "politi-

cal public" precede that of the "literary public", as Jürgen Enkemann has shown in his book on journalism and literature¹ (Müllenbrock, however, does not mention this study), but the British public, not any longer being restricted to underground activities as the opposition was in France, comprised all social groups. In addition, both government and opposition made use of the well-known instruments of the pamphlet and the broadsheet as well as the new medium of the newspaper press and the periodical essay. In view of this fact Habermas' dichotomy between public opinion and the state's claim to power indeed is an artificial one, at least in regard to the period after 1688/89. Government and opposition alike were both ready to acknowledge public opinion, although seldom officially, as Müllenbrock points out in the introduction and the conclusion to his very thorough historical and rhetorical analysis. Thus, there existed a "forward-moving culture of contention and a conservative and defensive school of political thought" which gives these years at the beginning of the 18th century a Janus-faced character; the dichotomy between high politics and (low) journalism still exerted a heavy influence on the minds of those in power.

Müllenbrock has taken into account the whole range of political, almost highly rhetorical utterances, including both well or lesser known pamphlets, periodical essays and broadsheets, and sermons, poems, and contributions to newspapers. His aim has been the thorough analysis of the texts' linguistic features, the political instrumentalizing of language intended to shape politics and to appeal to public opinion, each individual genre's specific function in disseminating propaganda and the "orchestration" of the various Whig or Tory writers' concerted endeavour to sway the general public.

In his first chapter Müllenbrock, a well-known specialist in the field of interaction between literature and politics during the 18th century, gives a chronological-historical outline of the public debate from the summer of 1710 to the conclusion of the Peace of Utrecht, in spring of 1713. The primary media of contention at that time were the pamphlets and periodicals, the secondary media seem to have been broadsheets, sermons, occasional poetry, prose narratives, and even travel writings and allegorical romances. This general outline, which is of paramount value for the historian, is followed, in the second chapter, by a close look at the turning-point in the debate: the decisive period of public controversy between autumn of 1711 and spring of 1712. Müllenbrock is able to demonstrate convincingly that during this period politicians and propaganda-makers on both sides used various media in a skillfully orchestrated way, adopting the language of different intellectual levels in order to target different categories of readers.

The next chapters then go on to discuss the main media or genres used in this public debate. The pamphlet was considered of utmost importance because it could be used in a thoroughly argumentative way to prove one's

¹ Jürgen Enkemann, *Journalismus und Literatur: Zum Verhältnis von Zeitungswesen, Literatur und Entwicklung bürgerlicher Öffentlichkeit in England im 17. und 18. Jahrhundert* (Tübingen: Niemeyer, 1983).

points, as it was relatively free of any space restrictions. Pamphleteers gave detailed and highly argumentative political analyses, but also used this medium, at times, for the mobilization of emotions. The political essay, on the other hand, as it appeared in weekly periodicals and similar publications, such as the *Whig Examiner*, Defoe's *A Review*, *The Medley*, and *The Observer*, was more or less a comment on political events. According to Müllenbrock, the periodical essay was a catalyst in bringing about long-term changes in the public debate. In style, it had little in common with the more fact-oriented newspapers or the ponderous, long-winded style of the pamphlets, though combining the dailies' topicality with the pamphlets' discursive method. The rhetorical profile of the *Examiner* seems to have been polarisation and anti-thesis, including a sloganizing rhetoric, whereas Defoe's *A Review* applied a rhetoric of consensus and conciliation.

In addition, it is very interesting to observe the cultural interchanges between high and low; that is, between the argumentative pamphlets and the more sensational propaganda of the broadsheets, which were of high ("tabloid") entertainment value and proved to be an ideal instrument for instant polarisation, because of their highly emotional, sometimes aggressive language. Through careful analysis, Müllenbrock is able to demonstrate not only the different strategies of Whigs and Tories, but also their different rhetorical methods. Although both parties shared a common language of emotional words – a repertoire of defamatory phrases, of personal invectives, and of polemical codes – they nevertheless differed in respect to certain strategies: the Whigs made considerable use of official statements and continually reminded the public of the need for a national consensus, whereas the Tories, more often than not, excelled in their particular use of provocative animal imagery and recurring key-terms or highly charged words, such as "French Faction", "Allies", "Catholic", and "Jacobite".

One problem, however, remains unsolved. Public opinion, as Müllenbrock points out in his introduction, had become an increasingly important element of political life on a larger scale. But why, exactly, was it necessary to mobilize a wider public which was unable to participate directly, as voters or political representatives in the modern sense, in the political process of decision-making? Why this spreading of arguments and addressing of a metropolitan public, although kept at bay "without doors", even in broadsheets and newspapers? According to Müllenbrock, public opinion was "employed ... as a lever against ... respective opponents" and had "a catalytic function for the expanding indirect involvement in the political process of ever larger sections of society" (27). But why was it necessary for the politicians to "justify their actions", to "test the popularity of their views and actions"? These seem to be questions which a merely rhetorical analysis is unable to answer, but they should be answered as they are of paramount importance for the emergence of the British "culture of contention". Therefore, Müllenbrock's chapters on authorship and readership should have come earlier in the book, although the actual information given does not seem to be of great use in this respect. The three pages addressing authorship speak more about aristocrats dabbling in writing than about the owners of newspapers, their editors and contributors,

or the political hacks of Grub Street (there is no mention of Pat Rogers' study of Grub Street). And the chapter on readership is restricted to questions about the "intended" readership only of the four opinion-forming periodicals (*The Examiner*, *A Review*, *The Medley*, *The Observer*). Müllenbrock defines (intended) readership by looking for Latin quotations, hypotactic constructions, or a restricted vocabulary in order to gauge the cultural backgrounds of readers, but he does not take into account the changing literary codes of authors writing for the new market of cultural commodities (in this respect one misses a reference to K. T. Winkler's *Handwerk und Markt: Druckerhandwerk, Vertriebswesen und Tagesschrifttum in London 1695–1750* [Stuttgart: Steiner, 1993]). Thus, the marketing of printed commodities in the form of broadsheet poems and suchlike items would have been of some economic importance for the owners of printing presses, as the dissemination of a political culture of consensus throughout the whole of a society that was still dominated by vertical bonds of interest and loyalty, as shown in Harold Perkin's *The Origins of Modern English Society 1780–1880* (London: Routledge, 1969). On the other hand, this "culture of contention", ultimately aiming at consensus, was not restricted to printed material. Whereas the book's cover shows a graphic (card) satire attacking the conduct of England's allies, satirical prints are wholly left out of consideration except for a footnote mentioning Jürgen Döring's *Eine Kunstgeschichte der frühen englischen Karikatur* (Hildesheim: Gerstenberg, 1991). Other points to consider are that the book has no bibliography of the various sources quoted or referred to in the text and that the index is restricted to giving nothing more than personal names. And, last but perhaps not least, journalistic media, such as the newspaper or the pamphlet, should not be called (literary) genres, as has been done throughout this nevertheless thoroughly researched and systematic assessment of a decisive short period in British and European political culture.

DRESDEN

UWE BÖKER

Raimund Schöffner. *Anarchismus und Literatur in England: Von der französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg*. Anglistische Forschungen 248. Heidelberg: Winter, 1997, 578 S., DM 128.00.

Die Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft der letzten Jahrzehnte sind in ihrer Konsequenz nicht förderlich für die großen, individuell verantworteten Erzählungen wie Epochenabrisse, Gattungsgeschichten und andere Gesamtdarstellungen. Umso mehr Respekt nötigt Raimund Schöffners Versuch ab, sich in seiner Heidelberger Habilitationsschrift mit dem Verhältnis von Anarchismus und englischer Literatur vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg mit einem solcher Großkomplexe zu befassen, dem mit exemplarischen Einzelanalysen allein nicht gut beizukommen wäre. Ähnliches lag bislang nicht vor, was angesichts der Schwierigkeiten einer solchen Gesamtsichtung wenig verwundert. Unter ihnen ist die schiere Materialmenge

noch die geringste; ihr wird Vf. mit der gründlichen Auswertung eines immensen kulturgeschichtlichen und literarischen Materials gerecht.

Schwerer wiegt die semantische Unschärfe der Bezeichnung 'Anarchismus'. Sein herrschaftskritischer Diskurs ist das einzige stabile Verbindungsglied zwischen den vielfältigen kollektivistischen und individualistischen Strömungen, auf die sich sein Begriff historisch bezogen hat. Wenn Vf. eingangs zu Recht betont, es könne nicht "von einer allgemeingültigen Definition" des Anarchismus ausgegangen werden (7), so lastet damit auf der Eingrenzung des Gegenstandsbereichs ein umso größerer Legitimationsdruck. Ein ebenso großes Problem stellt der Wertungsbezug des Begriffes Anarchismus dar. Sein Spektrum reicht von der positiven Selbstbezeichnung bis zum polemischen Denunziationssignal. Dabei ist der engere Kernbereich der in der englischen Literatur der anarchistischen Bewegung zurechenbaren Schriften recht klein und enthält wenige in Literaturgeschichten bedeutsame Namen. Seine hohe Zeit waren die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, als er sich in die sozialen Bewegungen Englands vermitteln konnte, ohne auf Dauer in der Konkurrenz zu sozialistischen Strömungen zu bestehen, die ihn allmählich verdrängten. Schöffner begegnet den Eingrenzungsproblemen seines Themas durch eine größtmögliche Breite in der Erfassung des auf den Anarchismus bezogenen Primärmaterials und durch die Kombination verschiedener Diskurse, die ihn betrafen. Vor allem jedoch wechselt die Perspektive von einer Binnensicht auf die soziale und ideologische Bewegung des englischen Anarchismus zu dessen Spiegelung aus der – überwiegend feindseligen – Außen- sichts konkurrierender Weltanschauungen. Dies schlägt sich in der Gliederung der Monographie nieder. Auf einen ereignis- und ideengeschichtlichen Abriss des Anarchismus in England folgt die thematisch orientierte Darstellung der (proto)anarchistischen Autoren der englischen Spätaufklärung und Romantik: Godwin, Holcroft, Blake, Mary und Percy Bysshe Shelley. (Die Aussparung Mary Wollstonecrafts in diesem ideologischen Zusammenhang will nicht recht einleuchten.) Es handelt sich hier um detailliert belegte Interpretationen des gedanklichen Substrats der behandelten Werke, die lediglich im Bereich der lyrischen Werke an methodische Schranken stoßen, weil sich eine anarchistische Poetik nicht in irgendeiner Essenz formulieren läßt und deshalb nur der motivische Gehalt der untersuchten Texte in Betracht kommen kann.

Nach einem chronologischen Sprung ins spätere 19. Jahrhundert schließen sich zwei Kapitel an, die den Anarchismus vorrangig als Symptom kulturellen Verfalls bei bekannteren viktorianischen Schriftstellern rekonstruieren. Hier stellt sich das Problem der Proportionen zum Beispiel im Falle von Henry James, der bekanntlich wenig Berührung mit dem Anarchismus hatte, den Vf. aber dennoch in einer ausführlichen Interpretation von *The Princess Casamassima* einbezieht. Auch Mallocks Invektiven gegen alle revolutionären Zeitströmungen in der Aufschwungphase des englischen Anarchismus nach 1880 rechtfertigen kaum die ausführliche Paraphrase seines Romanwerks, ebensowenig wie die für sich genommen sehr aufschlußreichen und schlüssigen Interpretationen spätviktorianischer Trivilliteratur, in denen die Figur des Anarchismus sich zu einem Angstbild zusammenschloß. Im Unterabschnitt über Joseph Conrad verteidigt Vf. den Autor gegen pauschalisierende Zuord-

nungen zum Anarchismus – mit nachvollziehbaren Gründen. Aber die Argumentation betrifft dabei vor allem den Nachweis von Conrads wesentlich kritischer Haltung gegenüber dem Anarchismus, die sich aus "Figurenkonstellationen und Figurenzeichnung" von *The Secret Agent* und *Under Western Eyes* extrapolieren läßt. Das für Conrads Stellenwert im Diskurs der Moderne spezifische Moment muß außerhalb der Betrachtung bleiben, während die weltanschauliche Dimension keinen Unterschied zu kleineren Apologeten des Bestehenden zu machen erlaubt.

Erst die anschließenden Abschnitte über sozialdemokratische Schriftsteller führen wieder näher an die Ideenwelt des Anarchismus selbst heran. Hier liefert Vf. facettenreiche Kurzporträts von naturalistisch schreibenden Autoren der Jahrhundertwende, von denen einzig Margaret Harkness gelegentlich Erwähnung in Literaturgeschichten findet. Gleichzeitig ist dies das unmittelbare diskursive Umfeld George Bernard Shaws, dessen Berührungspunkte mit anarchistischem Denken besonders in seinem dramatischen Schaffen kenntnisreich herausgearbeitet werden. Ähnlich gelungene Kontextualisierungen finden sich im Kapitel über sogenannte "Grenzgänger" des Anarchismus, d. s. William Morris, Edward Carpenter und Oscar Wilde. Souverän sichtet Vf. hier ein immenses Material und integriert es in anschauliche Autorprofile. Aber allein die Zusammenstellung der Autoren belegt den von der Anlage der Untersuchung ausgehenden Zwang zur bloß ideengerichteten Lektüre ansonsten disparater Œuvres. Wenn Vf. berechtigt auf die Untrennbarkeit von Ästhetik und Politik bei Oscar Wilde hinweist (309), so widerspricht dem, daß kein einziges Werk des Autors unter dieser Einsicht diskutiert wird. Stattdessen begnügt sich die Darstellung zwangsläufig mit gedanklichen Grundmustern in Wildes Werk, die verständlicherweise am bündigsten anhand seiner Essays und punktuell bleibenden Zitate aus seinen Gedichten nachvollzogen werden können.

Von solchen Widersprüchen bleiben die beiden abschließenden Kapitel in Schäffners Monographie verschont, weil sie Themen und Kontexte des englischen Anarchismus vor 1914 erschließen. Hier liegt vielleicht die produktivste Leistung des Vf., weil diese Passagen sich auf den Kernbereich des Anarchismus, so wie er sich auf britischem Boden artikuliert hat, beziehen und auch weil sich in ihnen die Frage einer nicht formulierbaren anarchistischen Ästhetik nicht stellt. Zunächst untersucht Vf. an zwei kaum bekannten, aber offensichtlich einer Lektüre werten Romanen von Eliza Lynn Linton und John Henry Mackay (dessen 1891 in deutscher Sprache veröffentlichtem Buch *Die Anarchisten*) die anarchistische Staats- und Gesellschaftskritik in ihren thematischen Hauptlinien. Hervorhebung verdient hierbei die Einbeziehung der in einschlägiger Forschung selten ausgewerteten Zeitschriftenliteratur der Anarchisten mit ihrem breiten Spektrum von Tagespolitik, politischer Programmatik und Gebrauchsliteratur. Der Exkurs zum religiösen Sozialroman Lintons gibt Anlaß zur Erörterung der auffällig schwachen Verbindung zwischen Frauenbewegung und britischem Anarchismus, deren Grund in der patriarchalischen Grundtendenz des internationalen Anarchismus – trotz Emma Goldman – Vf. wohl zutreffend kennzeichnet.

Das Kapitel über das soziokulturelle Milieu des englischen Anarchismus

lenkt den Blick zurück auf die Herstellung von Gegenöffentlichkeit durch die anarchistische Bewegung in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit als gesellschaftliche Kraft. Besonders eingehend stellt Vf. die Landkommunen und Siedlungsprojekte der spätviktorianischen Zeit vor. Charakteristisch scheint jedoch auch hier, daß die fiktionale Spiegelung solcher sozialen Bestrebungen weitgehend im Modus der Satire und dystopischer Abschreckung erfolgte, zum Beispiel beim frühen Ford Madox Ford.

Ein abschließender Ausblick Schäffners notiert als Fazit seiner Untersuchung das weitgehende Fehlen einer "geradlinigen und kontinuierlichen Entwicklungslinie" im englischen Anarchismus (515). Insofern sollte die Sprunghaftigkeit der literarischen Reflexe (oder auch, wie in der Frühphase des Anarchismus, des programmatischen Vorscheins) anarchistischer Ideen in der englischen Literaturgeschichte seit der Spätaufklärung nicht verwundern. Noch weniger gilt dies für den Ausblick des Vfs. auf die weitere Karriere des Anarchismus auf englischem Boden nach dem von ihm behandelten Zeitraum. So interessant die Beziehungen von James Joyce zum Anarchismus waren – ob sie dem englischen Anarchismus galten, mag dahingestellt bleiben –, so illuster die Aufzählung der Namen von Herbert Read, Augustus John, Alex Comfort, Roger Fry und Aldous Huxley ausfällt, so läßt sich keine Spur einer kontinuierlichen Entwicklung der Affinitäten zwischen künstlerischer und anarchistischer Sphäre nachzeichnen. Ob der britische CND der fünfziger und sechziger Jahre wirklich als Insel im "Winterschlaf" des englischen Anarchismus zu betrachten ist oder der frühe Edward Bond und, unter den derzeit diskutierten Schriftstellern, James Kelman schlüssig auf ihn zu beziehen sind, mag dahinstehen. Kelman würde sich zumindest der Vereinnahmung durch den *englischen* Anarchismus emphatisch verweigern. Auch, ob es nicht einer Trauerrede an einem leeren Sarg gleichkommt, wenn der Vf. in einer Schlußwendung den Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme als späten Sieg ihres anarchistischen Konkurrenten unter den großen politischen Bewegungen der neueren Geschichte feiert.

Es gehört zu den nicht geringzuschätzenden Vorzügen von Schäffners Monographie, daß sie ein weitgehend der historischen Vergessenheit verfallenes Textfeld von anarchismusnahen oder ihn kritisch reflektierenden Autoren zugänglich macht. Auch liefert die thematisch fokussierte Betrachtung der Werke von Schriftstellern der Hochmoderne, wie etwa Joseph Conrad und Henry James, ungewöhnliche Zugänge zu ihren Werken, selbst wenn methodische Innovationen von den grundsoliden Motivanalysen nicht angestoßen werden. Das produktive Schwergewicht der Interpretationen liegt eher im Unterholz der gesellschaftsgeschichtlich verstandenen Literaturgeschichte der letzten beiden Jahrhunderte als auf der Höhe ihrer solitären Wipfel. Daß eine letzte theoretische und methodische Geschlossenheit dem Gegenstand nicht abgewonnen werden kann, ist vor allem dessen unscharfer Konstitution geschuldet und nicht dem mangelnden Zugriff des Verfassers dieser material- und aspektreichen Studie.

MAGDEBURG

BERND-PETER LANGE

Meinhard Winkgens. *Die kulturelle Symbolik von Rede und Schrift in den Romanen von George Eliot*. ScriptOralia 93. Tübingen: Narr, 1997, xvi + 427 S., DM 148.00.

The origins of this study lie in the work of the Freiburger Sonderforschungsbereich on orality and literacy, and in particular in the project, led by Paul Goetsch, on orality in the regional literature of England from the Pre-Romantics to D. H. Lawrence. Although Winkgens does try to fit George Eliot into the rather unilluminating category of the regional novelist, he wisely does not place too much weight on regionalism as a determining factor in her interest in the tension between orality and literacy: a metropolitan novelist like Dickens offers enough examples of a similar interest, while George Eliot's careful historical placing of her fiction is more important for her presentation and understanding of cultural change than its geographical location and any backwardness that that might be supposed to entail. Eliot's finest study of provincial life, *Middlemarch*, reaches out as far as Rome and is shown to be part of a wider world by a mind thoroughly at home in European literature and culture in general. Winkgens pays proper attention to the range and subtlety of that mind in exploring the cultural symbolism of speech and writing in five of the novels and finding in that symbolism an imaginative anticipation of the questions and concerns raised by modern scholarship in relation to orality and literacy.

In *Adam Bede* and *Silas Marner* the villages of Hayslope and Raveloe are seen as examples of a pre-modern communal culture in which oral communication and face-to-face interaction between individuals predominate. This is a culture of proximity ("eine Kultur der Nähe"), as Winkgens demonstrates with a detailed analysis of the scene in the Rainbow Inn in chapter 6 of *Silas Marner*. Here, and in his discussion of Hayslope and Raveloe in general, he is able to show that most of the characteristics of an oral culture, as defined by Walter Ong in *Orality and Literacy*, are clearly represented. Rejecting the criticism of George Eliot as regressive and nostalgic in her portrayal of these village communities, he aligns himself with Suzanne Graver in seeing a dialectical relationship between this predominantly positive communal life and modern society, whereby the qualities of the former way of life can be transformed into a community of consciousness in the modern world. In endorsing Graver's argument in *George Eliot and Community* (1984), he complements it with his emphasis on the oral dimension of communal culture. That emphasis can be fruitful but there is a tendency for the treatment of the texts to become taxonomic, and in dealing with *Adam Bede* and *Silas Marner* concurrently he is inclined to obscure the particular dynamics of the two novels. For instance, although the aesthetic and thematic function of the Rainbow scene in *Silas Marner* is stressed, the relationship of the village culture which it represents to the community of Lantern Yard, from which Marner is wrongfully expelled, is not discussed. Where that earlier community is situated in relation to orality and literacy, and hence to the larger pattern of historical development, would have been an interesting question to pursue.

In *The Mill on the Floss* pre-modern communal culture no longer occupies

a commanding position but is confined to Dorlcote Mill and juxtaposed to the small-town society of St Ogg's. The conflict of these two different stages of social and cultural development determines the downfall of the Tulliver family and the fates of Maggie and Tom. There is nothing exceptional in this view of the novel as a tragedy of evolution, but Winkgens interestingly connects it to the changing function of orality in relation to literacy, seeing, for instance, the dialect speakers in and around the Mill as remnants of an obsolete oral culture of proximity. (In this context an examination of the manuscript might have been useful, since George Eliot apparently toned down the dialect before publication after trying it out on the metropolitan ear of G. H. Lewes, who found it hard to understand.) The decline of oral culture also determines the negative evaluation of gossip in this novel compared with the earlier ones. Morally reprehensible, it is contrasted with the higher form of oral communication that is dialogue – the dialogue in which Maggie engages and which is the mark of a literate culture and a pointer to the future.

That future is to be found in the later novels of modernity, *Middlemarch* and *Daniel Deronda*, where the diachronic treatment of cultural transition gives way to a synchronic presentation of the tensions between orality and literacy. *Middlemarch* presents a predominantly literate culture in which documents, texts and newspapers play a prominent part and where the kind of dialogue that was once the almost exclusive preserve of Maggie Tulliver is now the norm. Following Graver's dialectical model, Winkgens sees the novel as exploring the conditions for a productive integration of an oral culture of proximity with a literate culture of distance. Such an integration is implicitly the ideal to which characters such as Dorothea, Ladislaw and Lydgate aspire, though George Eliot underlines the difficulty of realizing it. Most attempts fail, and the examples of Lydgate, Brooke and Casaubon are used to show how that failure is caused by an inability to move beyond text-based knowledge to successful personal interaction.

A central feature of *Middlemarch* for Winkgens is the way in which writing becomes a symbolic model and a source of metaphor. Thus Dorothea is described at the beginning of the novel as having "the impressiveness of a fine quotation from the Bible", whereas Maggie's reading of Thomas à Kempis was like hearing a voice speaking to her. From such nice observations of detail Winkgens moves into the higher realms of theory to engage with post-structuralism by way of Hillis Miller's article on "Optic and Semiotic in *Middlemarch*". Sensibly qualifying Miller's reading of George Eliot as a precursor of deconstruction, he seeks to trace in *Middlemarch* the subtle relations and differences between a model of direct communication related to oral culture and a model of communication mediated by signs and related to literate culture. The tension between these two models brings him to Derrida, and he poses the Derridean question of whether George Eliot, with her linguistic self-consciousness and acute awareness of the proliferation of signs and of the need for interpretation, is to be aligned with Nietzsche or with Rousseau. Does she present a joyous "affirmation of a world of signs without truth and without origin", or does she still dream "of deciphering a truth or an origin which escapes play and the order of the sign" and thus "lives the necessity of

interpretation as an exile"? After closely examining Eliot's treatment of the "broken immediacy" of modernity in her last two novels, Winkgens comes to the conclusion that she is in the end closer to Rousseau than to Nietzsche. As *Daniel Deronda* in particular makes clear, she does still dream of deciphering a truth and an origin and of recreating a sense of community to control the infinite play of signs.

This book has been long in the making and the length of gestation is reflected in the length of the work. Winkgens cast his net wide and his argument is buttressed at every turn by reference to other critics and theorists whose views are summarised at some length. This scrupulous thoroughness in the treatment of a rich subject is admirable but it often makes for heavy going. The non-German reader may be uncharitably reminded of George Eliot's own description of the German writer in "A Word for the Germans": "From the necessity his mind is under of looking at a subject in every one of its facets, he is prone to pile one modifying consideration on another, and so perpetually disappoint a reader who is in a hurry for a conclusion." There are many insights here, but the reader has to work hard and patiently for them.

WARWICK

JOHN RIGNALL

Stan Smith. *W. H. Auden. Writers and their Work*. Plymouth: Northcote House, 1997, 107 pp., DM 34.20.

Das neue Buch von Stan Smith über W. H. Auden löst zwiespältige Reaktionen aus und ist – aufs ganze gesehen – eine herbe Enttäuschung. Zwar beeindruckt, daß es auf einer souveränen Kenntnis des gesamten Œuvres basiert und scheinbar mühelos Früh- und Spätwerk, Dichtung und Essay, thematische Bezüge und biographische Gegebenheiten miteinander in Beziehung zu setzen weiß. Auch ist anzuerkennen, daß es sich nicht durch eingefahrene Rezeptionsmuster und kritische Moden den Zugang vorschreiben läßt. Es enttäuscht aber zugleich nachhaltig, weil es keinem Aspekt dieses vielgestaltigen und gewichtigen Werks wirklich gerecht zu werden vermag und weil unklar bleibt, an welchen Adressaten es sich eigentlich richtet.

Das Buch umfaßt knapp 90 Seiten Text und besteht aus 5 Kapiteln, die wiederum in mehrere Teilkapitel untergliedert sind. Ihnen allen sind Zitate als Überschriften vorangestellt. So trägt das erste Kapitel den Titel "We are Lived by Powers", eine Halbzeile aus der Elegie "In Memory of Ernst Toller". Das Zitat verweist auf die überragende Bedeutung der Psychoanalyse in Audens Leben und Dichtung und in Sonderheit auf die Einsicht, daß sich im Denken, Fühlen und Handeln des einzelnen oft Einflüsse durchsetzen, die auf die frühkindliche psychische Organisation zurückgehen und sich der bewußten Steuerung entziehen. "On the Frontier", um auch die Überschrift des zweiten Kapitels anzusprechen, spielt an auf die ausweglose Situation des gesellschaftlich engagierten bürgerlichen Intellektuellen, der als Beobachter zwar Zusammenhänge zu durchschauen und beißende Kritik zu äußern vermag, der aber – was

politischen Einfluß angeht – Randfigur bleiben muß. Zitate solchermaßen als Wegweiser (hauptsächlich für Eingeweihte) zu benutzen, kann legitim sein, wenn nämlich die damit angesprochenen Zusammenhänge auch entfaltet werden, wie ich das eben angedeutet habe. Im vorliegenden Falle geschieht das nur bedingt. Andererseits wird durch die Untergliederung in 22 Teilkapitel eine argumentative Strukturiertheit des Buches suggeriert, die gar nicht existiert. Das Buch ist im Grunde eine Aneinanderreihung separater Essays.

Das erste Kapitel skizziert Audens geistige Physiognomie, indem es die verschiedenen Denk- und Erklärungsmodelle anspricht – ohne sie auszubuchstabieren –, die Auden rezipierte und mit denen er in seinen Gedichten experimentierte: Darwin, Freud, Marx und Kierkegaard. Der durch diese Lektüre geschulte kritische Blick Audens erlaubte ihm, die “middle-class assumptions about unique authentic selfhood” (15) – auch bei sich selbst – als zweifelhaft und häufig ungerechtfertigt zu durchschauen. Das zweite Kapitel befaßt sich im wesentlichen mit Audens marxistischer Phase, seiner ambivalenten Einstellung zu Bürgertum und Autorität sowie seiner früh entwickelten Fähigkeit, sich selbst mit dem Auge eines Fremden sehen zu können, die Smith – wiederum mit einem Zitat – “the gift of double focus” (28 f.) nennt. Das dritte Kapitel beschreibt den schmerzhaften Umdenkungsprozeß, dem Auden sich seit Beginn des 2. Weltkriegs unterwarf: Abkehr von einer Dichtung, die politisch Einfluß nehmen wollte, und Hinwendung zu einem theatralischen Gedichtbegriff, der später auch in Gedichtform gefaßt veröffentlicht wurde (“The Truest Poetry is the most Feigning”). Das vierte Kapitel umreißt das Menschenbild und die kulturkritische Position des späteren Auden. Die gesamte industrialisierte Welt in Ost und West gleicht in ihren machtpolitischen, wirtschaftlichen, kollektivistischen und pseudo-individualistischen, auf den Lustgewinn des einzelnen orientierten Tendenzen “the long Indian summer of the Roman Empire” (65). Das letzte Kapitel behandelt die Kirchstettener Phase, die als eine Art von Bestandsaufnahme gesehen wird. Audens “worldly Christianity” (89) konnte nicht umhin, bei aller Bejahung des Lebens doch ständig den Tod zu reflektieren, den eigenen sowohl als auch die todbringenden Mächte in Gegenwart und Vergangenheit – “History’s criminal noise” –, wie diese formelhaft im letzten Gedicht von *About the House* genannt werden.

Smiths Vorgehen folgt einem gleichbleibenden Muster. Bezug nehmend auf kritische Momente oder Bruchstellen in Audens Biographie, die er als “Konversionen” beschreibt – etwa den Berlinaufenthalt 1928/29 oder die kurze Teilnahme am Bürgerkrieg in Spanien – läßt Smith die jeweils dazugehörigen Gedichtbände Revue passieren und rekonstruiert die moralischen und politischen Standpunkte, die darin zur Geltung kommen. Vieles, was Smith im Laufe seiner Darstellung zur Sprache bringt, etwa über Audens Identitätsbegriff – “identity is not fixed and monolithic but fluid and changing” (6) – oder über seinen “taxonomic approach to human life” (13), ist durchaus richtig, aber keineswegs neu. (Smith greift nicht zuletzt auf seine eigene, wesentlich ausführlichere Monographie von 1985 zurück.¹)

¹ Stan Smith, *W. H. Auden, Rereading Literature* (Oxford: Blackwell, 1985).

Nur gelegentlich kommt er auch zu überraschenden Befunden. Wenn er etwa nach einer ca. zweiseitigen Analyse von *Horae Canonicae* zu dem Schluß gelangt: "What Auden has worked through in this remarkable sequence, in fact, is the true meaning of that phrase from 'September 1, 1939' now dismissed from his canon as incurably dishonest: 'We must love one another or die.'" (78) – so ist das nicht nur eine neuartige, einleuchtende Sichtweise, sondern stellt darüber hinaus eine bemerkenswerte Verbindung zwischen dem frühen und mittleren Auden her. Überhaupt ist der wichtigste Nachweis, den Smith zu führen versucht, der einer thematischen Kontinuität zwischen dem frühen und späten Auden. Auch das ist im Prinzip nicht mehr neu. Doch setzt Smith die Akzente etwas anders als seine Vorgänger. Auden hat als junger Mann die Einflußmöglichkeiten der Dichter und Intellektuellen erheblich überschätzt. Insofern muß er seine "millenarian hopes", daß die Krise des Kapitalismus auch zur Überwindung desselben führen werde und daß den Intellektuellen bei diesem Übergang eine zentrale Rolle zukomme, nach dem Debakel des spanischen Bürgerkriegs Ende der 30er Jahre begraben. Aber er wird deshalb doch nicht zu einem "disillusioned idealist". Smiths zusammenfassendes Urteil lautet: "The moral, ecological and libertarian concerns of his poetry from the 1940s onwards still address, in a different language and a transformed historical context, the issues that had made 'action urgent and its nature clear' during that low dishonest decade" (10).

An Audens grundsätzlicher gesellschaftskritischer Einstellung ändert sich also nichts. Von Anfang bis Ende sieht er Politiker und Manager mit Argwohn und geißelt den zunehmenden Kollektivismus der gesamten industrialisierten Welt, "an inert collectivity of passive consumers" (63). Sein Programm "To build the just city" (*Spain*), zunächst realpolitisch gemeint, ist später freilich nur mehr Anspruch an den individuellen Leser, der in der Dichtung "models of harmony, reconciling order and freedom" (49) und damit einen Vorschein dessen erkennen soll, was die Menschen bisher auf der Erde zu realisieren versäumt haben.

Der Wert eines Buches bemißt sich nicht zum geringsten nach dem Grad, in dem es neue Einsichten oder Sehweisen plausibel zu machen versteht. Daß Auden die Ökologie am Herzen gelegen hätte, ist eine ungewohnte Perspektive. Smiths Hinweise wirken hier als *eye-openers*. Man wundert sich, daß man so viele einschlägige 'Stellen' in *Bucolics* hat überlesen können. Der Hinweis auf die Thematisierung des eigenen Körpers in vielen späten Gedichten Audens (89 f.) eröffnet gleichfalls neue Perspektiven. Auch die wenigen Abweichungen von der Praxis des Kurz- und Kürzestkommentars fallen angenehm auf und erbringen zuweilen überraschende Resultate, so wenn Smith etwas genauer auf den "Commentary" am Ende von *Journey to a War* eingeht und – sich darin deutlich von der *communis opinio* abhebend – ihn "a master-stroke of deconstructive irony" (42) nennen kann.

Gerade weil Smith eine im großen und ganzen akzeptable Einschätzung von Audens Werk vorträgt und einige wichtige neue Akzente setzen möchte, ist sein Buch in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend. Ärgerlich ist vor allem der essayistisch-dekretierende Charakter des Buches. Die meisten seiner Thesen, auch wenn sie sich auf viele Zitatsplitter stützen, werden unzureichend

begründet. Fast nirgends läßt sich Smith auf eine detaillierte Auseinandersetzung mit irgendeinem Werk Audens ein. Signifikante Werkteile wie die frühen Stücke und die späteren Libretti werden entweder ganz ignoriert oder nur gestreift. Für ein herausragendes Gedicht wie "The Shield of Achilles" fallen gerade mal zwei beiläufige Sätze ab (63; 69). Solche Kurzkommentare leisten überdies der irrigen Annahme Vorschub, man könne einem Gedicht durch Inhaltsparaphrasen gerecht werden. Die offenbar aus Platzmangel verkürzte Argumentation führt darüber hinaus auch zu merkwürdigen Widersprüchen. Etwa wenn einerseits behauptet wird: "By 1930, Auden thought he had the answer, drawing on the theories of psychosomatic illness ..." (26), aber anderthalb Seiten später die lapidare Feststellung folgt: "After October 1929, only Communism seemed to offer a passport across the frontier" (27). Wie denn nun? Freudsche Analyse oder Marxismus? An späterer Stelle behauptet Smith, Auden sei viel länger und intensiver Marxist gewesen, als er nach dem Kriege habe wahrhaben wollen (38 f.). Aber auch diese These wird nicht überzeugend belegt. Auffällig nachhaltig vertritt Smith seine Ansicht, Audens Homosexualität habe bedeutsame Spuren in seinem Werk hinterlassen. Die dafür beigebrachten Beispiele (73 f.) sind aber spärlich und wenig repräsentativ. Jene Aspekte seines Dichtens hingegen, auf die Auden besonders stolz war, die prosodischen Qualitäten seiner Gedichte z. B. oder der gezielt-raffinierte Einsatz rhetorischer Mittel oder der Rückgriff auf Formen der *popular poetry* werden nicht berücksichtigt. Auch so wichtige interpretative Schlüssel zu Audens Werk wie die Unterscheidung zwischen Autor und Sprecher im Gedicht oder die dialektische Ironie der späteren Lyrik bleiben unerwähnt. Kaum jemals bezieht sich Smith auf die Sekundärliteratur, und auch dann nur auf einen so notorischen Kritiker wie Randall Jarrell (70 f.), dessen Invektiven spätestens seit der Monographie von Monroe Spears (1963) nicht mehr aktuell sind. Die Zitierweise schließlich ist inkonsequent. Während Belegstellen aus den Essays stets nachgewiesen werden, beschränkt sich Smith bei den Gedichten auf die jeweilige Titelangabe. Was bei kürzeren Gedichten noch angehen mag, ist bei Zitaten aus den *Longer Poems* eine arrogante Zumutung.

Ich komme auf den Anfang meiner Überlegungen zurück. Für wen mag das Buch von Nutzen sein? Der Anfänger ist hoffnungslos überfordert. Nur wer Auden bereits kennt, kann aus diesem Buch etwas lernen. Aber auch der Kenner kommt nur bedingt auf seine Kosten, weil Smith, obwohl er unablässig zitiert, seine interpretativen Thesen nur andenkt und im übrigen an Fragen der Gestaltung nicht interessiert scheint. Eine vertane Chance.

PASSAU

GÜNTHER JARFE

Manfred Beyer. *Das englische Drama des 20. Jahrhunderts: Eine motiv- und bildgeschichtliche Untersuchung*. Tübingen: Francke, 1996, 276 S., DM 68.00.

Der Band will mit seinem motiv- und bildgeschichtlichen Ansatz einen Einblick in die Entwicklung des modernen englischen Dramas von T. S. Eliot bis Trevor Griffiths geben. Der Ansatz soll Gemeinsamkeiten zwischen ganz unterschiedlichen Gruppen – wie etwa dem poetischen Drama der dreißiger Jahre, dem Drama des Absurden der fünfziger oder dem politischen Drama der siebziger Jahre – erkennen lassen sowie über repräsentative Einzelanalysen einen Schlüssel zum Verständnis des Gesamtwerks wichtiger Dramatiker liefern. Nach einer kurzen Einleitung und vor der abschließenden, knapp fünfzigseitigen Zusammenschau bilden Untersuchungen von Eliots *The Family Reunion*, Becketts *Waiting for Godot*, Osbornes *Look Back in Anger*, Weskers *Chips with Everything*, Storeys *In Celebration*, Bonds *Lear*, Shaffers *Equus*, Pinters *No Man's Land* und Griffiths *Comedians* den Kern des Buches.

Die von Beyer herausgestellten Motive und Bilder kreisen um das Thema "Mensch" und speziell um das Problem, ob ein Wesen des Menschen auszu-machen ist. Beyer verweist in der Einleitung auf soziologische, biologische, psychologische und philosophische Texte, die den Verlust des menschlichen Wesens diskutieren, und er sieht darin auch einen thematischen Schwerpunkt "der englischen Literatur des 20. Jahrhunderts, insbesondere im Bereich des Dramas" (9). Er will daher untersuchen, welche englischen Dramatiker dieses Thema behandeln, welche Ursachen sie für das Problem sehen, wo sie Gefährdung oder Hilfen für den Menschen entdecken und welche gestalterischen Mittel sie für ihre Darstellung dieser Situation verwenden. Bilder und Motive sind dabei eher indirekt und unterschwellig wirkende Mittel, die oft weniger beachtet werden als Figurenkonstellationen, Handlungen, Sprache oder Zeit- und Ortcharakteristika. Beyer stellt eine "vielfach erstaunliche Konstanz" der Bilder und Motive fest, die eine beachtenswerte Kontinuität da aufweist, wo die traditionelle Literaturgeschichtsschreibung eher "formale und inhaltliche Innovationen" wahrnimmt (9 f.). Er sieht daher seinen Ansatz als eine notwendige Ergänzung zu den vorherrschenden Perspektiven und als ein Mittel, um "das Phänomen Literatur möglichst umfassend wahrzunehmen und zu verstehen" (10).

Ein gutes Beispiel ist das Motiv des "lebenden Toten" (10), das Beyer sowohl bei Beckett wie bei Shaffer, Griffiths und anderen Gegenwartsdramatikern findet und das direkt eine Vorstellung von den Ergebnissen des Ansatzes gibt sowie dessen Plausibilität unterstreicht. Für Eliots *The Family Reunion* verwendet Beyer Kierkegaards *Krankheit zum Tode*, um Kategorien für die Beschreibung der Dramenfiguren in ihrer Stellung zwischen Leben und Tod zu erhalten. Fremdbestimmung und rigides Festhalten am Bekannten erscheinen als Ausdruck fehlender Lebendigkeit. Sie sind Bilder eines 'Lebens-im-Tod', die in Eliots Drama selbst als negativ, alptraumhaft und unnatürlich bezeichnet werden. Der Existentialismus, den Beyer als aufschlußreichen begrifflichen und geistesgeschichtlichen Kontext verwendet, wird von ihm keineswegs den Dramen übergestülpt, sondern es werden wichtige gedankliche

und sprachliche Parallelen zwischen der Philosophie und den einzelnen Dramen aufgezeigt, die das Verständnis erleichtern und die Bildhaftigkeit der dramatischen Darstellung hervorheben. Auf diese Weise wird "Eliots existenzialistische Umdeutung der antiken Vorlage erkennbar" (19), Becketts Nähe zu Sartre ersichtlich (49 ff.), und es erscheinen zahlreiche Bilder der Starre, der geistigen und körperlichen Unbeweglichkeit als Darstellungen des Todes im Leben, aus dem Eliot noch Möglichkeiten der Befreiung in einem schmerzhaften Prozess der Selbsterkenntnis und der christlichen Nächstenliebe sieht.

Beyer gelingt es mit seinem Ansatz, auf wesentliche Gemeinsamkeiten bei ganz verschiedenen Autoren und Dramen aufmerksam zu machen und dabei grundlegende Motive und Bilder der Literatur des 20. Jahrhunderts in den Vordergrund zu stellen. Er erreicht damit sein Ziel und stellt die Grundlage bereit, auf der weitere Untersuchungen andere Gegenwartsautoren (vor allem auch Autorinnen!) ebenso wie Texte aus früheren Jahrhunderten nach vergleichbaren Motiven erforschen können. Wenn es auch so scheinen mag, als ob das Motiv des lebenden Toten spezifisch modern sei, gibt es doch zahlreiche frühere Texte, in denen es auftaucht, so wenn etwa Miltons Samson Agonistes direkt zu Beginn der Tragödie darüber klagt, daß er dazu verurteilt ist, "To live a life half dead, a living death" (Z. 100), und diese Klage nicht nur seine körperliche Blindheit und Gefangenschaft, sondern auch seinen Mangel an Hoffnung, Geist und Seele zum Ausdruck bringt. Der "lebende Tod" ist schon bei Milton Bild für "unterschiedliche Gefährdungen der menschlichen Substanz", speziell für den "Verlust ... der Menschlichkeit, des Lebenssinns und der Bewußtseinstiefe" (222). Beyers Verweise auf die Verwendung identischer Bilder in früheren Zeiten sind leider zu knapp und einseitig, wie etwa auch die Aussage, daß der Wald bei Shakespeare "Sinnbild für geistige oder emotionale Verirrung" gewesen sei, "im modernen Drama fungiert er dagegen als Symbol oder Metapher für Freiheit und ungehinderte Selbstentfaltung und -erfahrung" (267). Hier zeigt allein schon der Wald von Arden in *As You Like It*, daß eine solche Darstellung historischer Unterschiede nicht angemessen ist. Die Bilder und die damit verbundenen Klagen über menschliche Schwächen sind also keineswegs neu, aber Beyer ist für das englische Drama des 20. Jahrhunderts der Nachweis ihrer anhaltenden Relevanz gelungen, und seine Arbeit lädt zur Auseinandersetzung mit dieser oft vernachlässigten Perspektive in anregender Form ein.

STUTT GART

KLAUS PETER MÜLLER

Susanne Opfermann. *Diskurs, Geschlecht und Literatur: Amerikanische Autorinnen des 19. Jahrhunderts*. Ergebnisse der Frauenforschung 40. Stuttgart: Metzler, 1996, 365 S., DM 68.00.

Gibt es eine weibliche Ästhetik? Diese heiß umstrittene Frage der feministischen Literaturwissenschaft steht in Susanne Opfermanns Arbeit über amerikanische Autorinnen des 19. Jahrhunderts unausgesprochen im Hintergrund.

Explizit geht es ihr darum, die diskursive Konstruiertheit des Genres "Frauenliteratur" aufzuzeigen. Sie untersucht, wie deskriptive und normative Diskurse über Geschlecht und Literatur das kreative Schaffen von Frauen beeinflusst, beschränkt und unter dem Signum "typisch weiblich" vereinheitlicht haben. Ein Vorgehen, das letztlich der Aufrechterhaltung gesellschaftlicher und sexueller Hierarchien dienen sollte. Denn Professionalität und Popularität der Schriftstellerinnen erzeugten eine Konkurrenzsituation mit männlichen Autoren, die im eklatanten Widerspruch zum herrschenden Ideal der getrennten Sphären stand. Demnach hatte die Frau als Engel im Haus zu wirken, der Mann in der Außenwelt das Einkommen zu sichern. Die ideologischen Grundfesten dieser Arbeits- und Lebensteilung gerieten allein durch die Tatsache, daß es mehr und mehr Berufsschriftstellerinnen gab, ins Wanken. Um dieses Dilemma zu lösen, wurden in den verschiedenen Diskursen des Literaturbetriebs, in Rezensionen, Kritiken oder Verlagsvereinbarungen, die Schriftstellerinnen und ihre Arbeit in die natürlich-weibliche Sphäre zurückgelenkt: liebenswert und fromm, aber unfähig zu geistig-künstlerischen Höhenflügen; populär, aber ohne literarischen Anspruch; finanziell erfolgreich, aber nur für die Lieben daheim. Trotz dieser diskursiven Festlegung auf begrenzte Motive, Themen und Schreibweisen gelang es den von Opfermann untersuchten Autorinnen, literarische Klischees zu durchbrechen, normative Geschlechterrollen zu unterwandern und sich spielerisch und kreativ mit den Zwängen der viktorianischen Gesellschaft auseinanderzusetzen. Und hier arbeitet Opfermann eine weibliche Ästhetik des Widerstandes heraus, deren Beschreibung keineswegs homogenisierend oder neutralisierend wirkt.

In ihrem einleitenden Theoriekapitel stellt Susanne Opfermann ihre Arbeit in den Kontext feministischer, diskurstheoretischer und poststrukturalistischer Ansätze (Michel Foucault, Mary Douglas und Kurt Röttgers). Sie charakterisiert die "Kategorie Geschlecht" als soziales Konstrukt und die Geschlechterdifferenz als Stütze hierarchischer Wahrheits- und Machtdiskurse, die sich durch folgende Praktiken etablieren: durch die Naturierung sozialer (oder geschlechtlicher) Klassifikationen über Analogiebildung, durch normative und deskriptive Wirkungen von Diskursen sowie durch Verdrängung, Negation und Verschleierung. Diesen Praktiken geht Opfermann nach, um Widerstandsmöglichkeiten und kreative Zwischenräume aufzuzeigen, in denen sich die subversive und innovative Kraft amerikanischer Autorinnen abzeichnet.

Zunächst untersucht Opfermann die Verknüpfung von Geschlecht und Literatur aus der Perspektive der modernen Amerikanistik. Sie konstatiert, daß der Alteritätsdiskurs nach wie vor die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Literatur von Frauen durchdringt, und die "Erzählliteratur der Frauen als das Andere, als Negativfolie zur Etablierung einer klassischen amerikanischen Erzähltradition, deren Schöpfer sämtlich Männer sind" (37), konstituiert. In ihrem Überblick über die Sekundärliteratur zum Thema stellt Opfermann heraus, wie bis in die 70er Jahre unseres Jahrhunderts die Literatur von Frauen als spezifisch weiblich und im gleichen Atemzug als weniger bedeutend beschrieben wurde (z. B. Fred Lewis Pattee, Herbert Ross Brown, Frank Luther Mott, James D. Hart und Helen Waite Papashvily). Gemein ist

diesen Arbeiten, daß sie den Literaturdiskurs eng mit dem Weiblichkeitsdiskurs verknüpfen und eine Tradition der abwertenden Hervorhebung von Weiblichkeit fortsetzen, wie sie schon im 19. Jahrhundert gepflegt wurde. Frauenliteratur wird als populäres Massenprodukt abgetan, dem die Kreativität, Individualität und Risikobereitschaft der männlichen Meister der *American Romance* oder des amerikanischen Realismus vollkommen fehlt. Opfermann zeigt, wie traditionelle Geschlechterhierarchien kurzerhand auf die Literatur übertragen werden, um so mit außerliterarischen Mitteln ein literarisches Wertgefälle zu begründen. Sie entlarvt diesen Gestus als Versuch, die männliche Vormachtstellung durch die Etablierung und Herabsetzung der Literatur der "Anderen" zu sichern. Der Paradigmenwechsel in den Literaturwissenschaften der 70er Jahre brachte neue Untersuchungen zur Literatur von Frauen im 19. Jahrhundert hervor, u. a. die Arbeiten von Ann Douglas oder Nina Baym, doch auch hier sieht Opfermann noch Reste des Alteritätsdiskurses am Werk, in dem die angenommene "Weiblichkeit" von Verfasserschaft, Thema und Publikum die Vielgestaltigkeit der Literatur von Frauen reduziert und homogenisiert. Erst neuere Arbeiten wenden sich bewußt gegen die sexuelle Separation literarischer Werke; Opfermann führt hier u. a. Lora Romero und David S. Reynolds an.

In ihrem zweiten Kapitel "Literatur und Geschlecht im 19. Jahrhundert" gibt Opfermann einen knappen Überblick über die soziokulturelle Situation im Amerika des 19. Jahrhunderts. In Anlehnung an etablierte Entwürfe über die Position von Frauen der weißen Mittelschicht (Linda Kerber, Barbara Welter) betont Opfermann nochmals eindringlich die Bedeutung der Geschlechterdifferenz, der andere Differenzierungen wie Rasse, Klasse und Alter untergeordnet wurden und die eklatante Auswirkungen auf Bildung, Recht und Politik hatte. Allein "[d]er Bereich der Literatur ... war formal ungeregelt, hier gab es keinen Ausschluß über das Geschlecht. Damit wurde dieser Bereich, der durch seinen Aufstieg zum Berufsfeld im 19. Jahrhundert zusätzlich an gesellschaftlicher Bedeutung gewann, zum Problem für die symbolische Ordnung, weil hier das allgemeine Ordnungsprinzip der Geschlechtertrennung nicht wirksam war" (71). In dem Maße wie der Geschlechterdiskurs durch die erfolgreich schreibenden Frauen brüchig wurde, wird Literatur zu einem "Grenzfall, zu einem Ort, an dem die Grenzen der ideologischen Gewißheit der amerikanischen Gesellschaft ins Wanken gerieten" (79). Der Literaturbetrieb war der erste Bereich, in dem Männer und Frauen direkt miteinander konkurrierten, und die daraus hervorgehende soziale Sprengkraft verschärfte die Debatte um die Geschlechterdifferenz in der Literatur. Artikel, Auseinandersetzungen, Buchbesprechungen aus *Putnam's Monthly Magazine*, *Literary World*, *Knickerbocker Magazine*, *Springfield Republican* und anderen Magazinen belegen, wie "[d]ie literarische Sphäre der Frau ... in Analogie zur weiblichen Sphäre in der Gesellschaft gesetzt und als Teil dieser Sphäre beschrieben" wurde (102). Frauen seien prädestiniert, didaktische und moralisch erhebende Texte zu schreiben, die sich um "weibliche" Themen wie Liebe, Ehe und Religion drehen, in denen vorbildliche Heldinnen an häuslichen Schauplätzen mit zarter, gefühlvoller Feder gezeichnet werden und die sich vor allem an Frauen und Kinder richten sollten. Viele der untersuchten

Autorinnen ordneten sich diesen Vorgaben unter, um sie gleichzeitig zu ironisieren, zu unterlaufen oder zu verwerfen. Dieses Aufbegehren gegen die Disziplinierungen des Literaturdiskurses zeigt Opfermann überzeugend an verschiedenen Textbeispielen auf, u. a. Rebecca Harding Davis *Margret Howth* (1861–62) und *Waiting for the Verdict* (1867), Catharine Sedgwick *Married or Single?* (1857), Caroline Kirkland *A New Home, Who'll Follow?* (1839), Louisa May Alcott *Hedged In* (1870), Harriet Beecher Stowe *Pink and White Tyranny* (1871) und Sara Parton *Ruth Hall* (1854).

Im dritten Kapitel erkundet Opfermann das problematische Selbstverständnis der Autorinnen, das zwischen literarischem Anspruch und gesellschaftlichen Anforderungen an wahre Weiblichkeit, zwischen hemmungsloser Selbstüberschätzung und gefälligen Bescheidenheitsposen changiert. So können die wiederkehrenden Verweise auf wirtschaftliche Notsituationen oder die Berufung auf hehre moralische Ziele und didaktische Anliegen als Rechtfertigungsstrategien gelesen werden, mit deren Hilfe die Autorinnen den Ruch einer unweiblichen Professionalität von sich zu weisen suchten. Andere Autorinnen bedienten sich verschiedener Schreibmasken und Pseudonyme und eröffneten sich so "Schreibräume", Genres und Themen, die eigentlich als Domäne der Männer gesehen wurden.

Weiterhin arbeitet Opfermann verschiedene Aspekte der Rezeption von "Frauenliteratur" heraus. Die Gleichsetzung von schreibenden Frauen mit weiblichem Schreiben blendet andere Möglichkeiten aus und konstituiert Geschlecht als entscheidendes Kriterium für den Umgang mit ihren Texten. Eine originelle fiktionale Bearbeitung dieser Rezeptionshaltung bietet eine Kurzgeschichte von Mary Wilkins Freeman, "The Poetess" aus der Sammlung *A New England Nun* (1891). Bereits der Titel spielt auf das verbreitete Klischee der sentimentalischen Dichterin an, und Opfermann zeigt, wie über solche und ähnliche stereotype Kategorisierungen die Sinnkonstitution geleitet wird, und wie Freeman eben diese Klischees ins Bewußtsein rückt und hinterfragt. An der Rezeption der Romane von Catharine Sedgwick und Elizabeth Stoddard zeichnet Opfermann dann sowohl die Entwicklung der diskursiven Konstruktion einer weiblichen Literatur als auch die Entstehung einer professionellen Literaturkritik nach. Opfermanns Durchsicht von 75 zeitgenössischen Rezensionen erbrachte, daß feminin besetzte Adjektive wie *pure*, *healthy*, *charming*, *good* am häufigsten zur Charakterisierung der Texte von Sedgwick verwendet wurden. Die kritischen Dimensionen in Sedgwicks Romanen wurden hingegen völlig ignoriert. "Das Beispiel Sedgwicks zeigt, wie der Literaturdiskurs eine Autorin vereinnahmte, indem er sie ermutigte, sich in die Richtung einer als legitim originär weiblich konzipierten, didaktischen Literatur zu entwickeln und indem er ihre fiktionalen Texte im Sinne einer weiblichen Literatur wahrnahm und Widersprechendes nicht aufnahm" (181). Die Romane Elizabeth Stoddards schließlic stellen die Rezensenten vor besondere Kategorisierungsprobleme, da sie sich kaum in das gängige Konzept von weiblicher Literatur einordnen ließen. Stoddards Texte sind weder sentimental noch didaktisch, und die Literaturkritik reagierte äußerst gespalten auf ihre Arbeit und blendete die Frage nach der Weiblichkeit der Texte in ihrem Fall lieber aus.

Im fünften Kapitel unternimmt Opfermann exemplarische Analysen von Catharine Sedgwards *Hope Leslie* (1827) und Elizabeth Stoddards *The Morgesons* (1862). Zwei Romane, die "im zeitgenössischen Kontext der Debatte um Weiblichkeit und Geschlechterverhältnis stehen und sich mit dem Selbstverständnis der Viktorianischen Gesellschaft Amerikas auseinandersetzen" (188). Wie Opfermann überzeugend darstellt, nutzt Sedgwick in *Hope Leslie* etablierte Konventionen des historischen und des sentimentalen Romans, die sie aber immer wieder unterläuft, um eine "Analyse der symbolischen Ordnung" zu leisten. Sedgwards Roman variiert genretypische Erzählmuster und spielt mit Rollenvertauschungen, Scheinidentitäten und ironisierenden Umbenennungen. Schon der positiv besetzte Name der Titelheldin *Hope Leslie* kann auch genau gegenteilig als *hopelessly* gelesen werden. Die Eindeutigkeit der Zeichen wird immer wieder in Zweifel gezogen, und im spielerischen Umgang mit verschiedenen Diskursen deckt Sedgwick Widersprüchlichkeiten und Konflikte ihrer Zeit auf. In dem Roman gibt es demnach, wie Opfermann herausstellt, nicht *eine* richtige Sicht, sondern unterschiedliche und keineswegs in harmonischen Gleichklang zu bringende Perspektiven auf Geschichte, Landschaft und sexuelle Zuschreibungen.

Elizabeth Stoddard schrieb ihre drei Romane in den 1860er Jahren, in einer Zeit des Übergangs von der Romantik zum Realismus. In Bezugnahme auf Winfried Flucks *Inszenierte Wirklichkeit* skizziert Opfermann *Romance* und Realismus als konkurrierende, jedoch auch komplementäre Formen kultureller Selbstverständigung und situiert Stoddards Roman *The Morgesons* (1862) in eine Transformationsphase. *The Morgesons* ist ein irritierender Text, der sich, wie Opfermann herausarbeitet, den üblichen Klassifizierungsmustern widersetzt und von der zeitgenössischen Rezeption ganz verschiedenen Genres und Stilrichtungen zugeordnet wurde. Es ist aber eben dieser Mischcharakter des Romans, an dem sich der schrittweise Übergang von der Romantik zum Realismus ablesen läßt und der als funktional für die Gestaltung des Themas gesehen werden muß. So benutzt Stoddard zwar die tradierte Form des Frauenromans, gleichzeitig analysiert und dekonstruiert sie die Muster patriarchaler Ordnung und Diskursmacht. Stoddards komplexe stilistische und narrative Vorgehensweise erzeugt vielfältige Ambiguitäten und eine Bedeutungs Offenheit, die den Rezipienten beträchtliche Interpretationsleistungen abverlangt. Die Leser müssen die Geschehnisse selbst deuten und nach einer angemessenen Wahrnehmung von Wirklichkeit suchen. Damit erfüllt der Roman zentrale Forderungen des realistischen Projektes. Als Brückentext zwischen Romantik und Realismus bezeugt der Roman, wie transzendente Sinnstrukturen ihre Gültigkeit zunehmend verlieren. Eine romantische Naturverehrung tritt an die Stelle göttlicher Vorsehung, doch auch von dieser mystisch-sinnlichen Vereinigung von Mensch und Natur rückt die Heldin schließlich ab. "Einem romantisch-transzendentalistischen Weltverständnis folgt die Hinwendung zu einem pragmatisch-praktischen Realitätsprinzip" (247). Die gewandelte Wahrnehmung der Wirklichkeit bedeutet sowohl für die Protagonistin als auch für die Leser einen Erkenntniszuwachs, aber auch eine zunehmende Desillusionierung. Stoddards entromantisierter Blick auf Heim und Familie und das Verhältnis der Geschlechter nimmt den Viktorianischen Wer-

ten ihre Gloriole und weist in eine neue Richtung der Welterfahrung und Selbstermächtigung.

Opfermann gelingt es überzeugend, ihre Zentralthese an zahlreichen Beispielen nachzuweisen. Sie arbeitet die Funktion der Kategorie "Geschlecht" bei der Produktion und Rezeption von Literatur heraus und macht die einschränkende, aber auch anspornende Wirkung unterschiedlicher Diskurse auf literarische Texte deutlich. Ihre facettenreichen und überzeugenden Textinterpretationen reichen dabei weit über eine strikt diskursanalytische Untersuchung hinaus, und die erneute Frage nach einer weiblichen Ästhetik erscheint durchaus legitim. Folgt man Susanne Opfermann, so liegt die ästhetische Kraft der als populär und sentimentalistisch abgewerteten Autorinnen des 19. Jahrhunderts in ihrer Fähigkeit, den Regulativen von Gesellschaft und Literaturbetrieb zumindest teilweise zu entschlüpfen und sich subversiv und spielerisch mit gesellschaftlichen und ästhetischen Werten auseinanderzusetzen.

BERLIN

KARIN ESDERS

Winfried Fluck. *Das kulturelle Imaginäre: Eine Funktionsgeschichte des amerikanischen Romans 1790–1900*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1279. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, 488 S., DM 29.80.

Die vorliegende Monographie des Berliner Amerikanisten Winfried Fluck ist ein hervorragender Beitrag zur aktuellen Diskussion um eine Neubetrachtung der amerikanischen Literaturgeschichte. Es ist Flucks Prämisse, daß bisher Literatur *entweder* unter dem Gesichtspunkt der nationalen Identitätsbildung *oder* in bezug auf die ästhetische Innovation betrachtet worden sei. Mit seiner Funktionsgeschichte des amerikanischen Romans will Fluck beide Aspekte verbinden und sowohl die von der bisherigen Literaturgeschichtsschreibung vernachlässigten als auch die kanonisierten Romane einer neuen Betrachtung unterziehen. Er will "Überlegungen zum möglichen kulturellen Gebrauch und, untrennbar damit verbunden, zur ästhetischen Wirkungsstruktur des Romans" (11) anstellen. Das von Fluck aufgebaute Funktionsmodell basiert auf der literaturanthropologischen Unterscheidung Wolfgang Isters zwischen Fiktivem, Realem und Imaginärem, d. h. die Dichotomie von Realität und Fiktion wird aufgebrochen und komplementiert durch die "Vorstellungs- und Gefühlswelt" (20) des Individuums, die im Fiktiven das Reale nach Maßgabe des Imaginären reorganisiert. Fluck erweitert den Isterschen Bezugsrahmen, indem er die kulturelle von der individuellen Leistung des Imaginären unterscheidet. Das individuelle Imaginäre orientiere sich, so Fluck, an den dem Individuum durch die Gesellschaft gesetzten Grenzen, so daß es zu einem kulturellen Imaginären werde, das gleichzeitig "Ort imaginerter Bedeutungen" und "Fundus von Bildern, Affekten und Sehnsüchten, die das individuelle Imaginäre neuerlich stimulieren" (21), sei. Dieses individuelle Imaginäre sei die treibende Kraft in der Produktion von Literatur und

Kultur, deren Entwicklung durch einen Enthierarchisierungsprozeß geprägt sei, der "im amerikanischen Roman eine seiner wirkungsvollsten und kulturgeschichtlich instruktivsten Manifestationen gefunden hat" (29). Auch wenn diese von Fluck postulierte Ausnahmestellung des amerikanischen Romans für die Repräsentation von Demokratisierungstendenzen und Identitätsproblematiken durchaus von der amerikanischen Kurzgeschichte gleichermaßen in Anspruch genommen werden könnte und eine Funktionsgeschichte dieser Gattung zu vergleichbaren Ergebnissen führen müßte, gelingt es Fluck im folgenden, in überzeugender Weise die verschiedenen Etappen der Entwicklung des amerikanischen Romans unter den Gesichtspunkten von Demokratisierung und Individualisierung zu diskutieren. Dabei lehnt er sich an eine traditionelle Periodisierung der amerikanischen Literatur an: "Anfänge des amerikanischen Romans", "Der amerikanische Roman 1820–1850", "Der Roman der *American Renaissance*", "Der amerikanische Roman im Zeitalter des Realismus". Gerade mit dieser Beibehaltung herkömmlicher Strukturen will er aber aufzeigen, daß neue Betrachtungsweisen innerhalb bekannter Kategorien möglich sind. Fluck gelingt nicht nur eine Neubewertung des amerikanischen Romans, sondern – durch seine Verankerung in der aktuellen Diskussion um Kulturwissenschaft – auch eine Aufwertung von "Literaturkritik und Literaturwissenschaft", die am Ende seines Buchs "zu Gebieten eigener Kreativität, eigener und ganz neuer Möglichkeiten der Selbstdefinition geworden" (337) sind.

Während in seiner theoretischen Einleitung die Ausfüllung des Begriffs des "Imaginären" vorbereitet wird, aber doch weitgehend noch der Imagination der Leser/innen überlassen bleibt, wählt Fluck in seinen Analysekapiteln Beispiele aus dem amerikanischen Romankanon aus, die sich alle in den verschiedensten Ausprägungen mit Kontrolle oder Freisetzung des Imaginären beschäftigen. Kontrolle und Freisetzung werden zu allgemeinen Parametern für die Entwicklung des amerikanischen Romans. Während in den Anfängen, z. B. in den sentimentalischen Romanen einer Susanna Rowson oder Hannah Foster, "das Imaginäre noch potentieller Verführer" (87) ist – d. h. das Imaginäre wird als wünschenswert vorgeführt, aber gleichzeitig in der Person der Heldin bestraft –, ist es bei Charles Brockden Brown bereits "möglicher Doppelgänger des Ichs, der sich nicht mehr einbinden und disziplinieren läßt" (87), wodurch "der Roman ... zur subversiven Gegenstimme, zum Medium des Widerspruchs gegen einen gesellschaftlichen Konsens werden" kann (82). "In beiden Fällen sind die Aufwertung und ansatzweise Freisetzung des Imaginären mit beträchtlicher Ambivalenz verbunden" (87).

Im historischen Roman James Fenimore Coopers beispielsweise ist einerseits das Imaginäre zum ersten Mal positiv konnotiert und proklamiert den "Beginn einer Selbstautorisierung des Individuums" (103), andererseits aber wird "emotional[e] Selbstkontrolle" dieser Freisetzung entgegengesetzt. Diese Selbstkontrolle wird in der Selbstlosigkeit und dem Selbstverzicht als den "primären Quelle[n] des Selbstwertgefühls" (126) der *domestic novel* (z. B. Susan Warner, *Wide, Wide World* [1850]) zu einem Höhepunkt und mit dem sensationalistischen Roman George Lippards zum Abschluß gebracht. Während der sentimentale Roman einer Harriet Beecher Stowe vorsichtig das

Potential der Imagination andeutet, zu einer "Remoralisierung eines sozialen Sachverhalts" (148), nämlich der Sklaverei, zu führen, artikuliert der Roman der *American Renaissance* die "romantisch[e] Unabhängigkeitserklärung des Individuums" und setzt sich bereits "mit den moralischen, sozialen und psychologischen Konsequenzen dieses Schritts" (186) auseinander.

Mit dem Begriff der *romance*, in dessen Kontext Nathaniel Hawthornes *The Scarlet Letter* (1850) und Herman Melvilles *Moby Dick* (1851) exemplarisch diskutiert werden, findet eine Radikalisierung und Positivierung dieser Individualisierung und Selbstautorisierung statt. Basierend auf den Theorien des Soziologen Robert Bellah prägt Fluck für diese Art imaginärer Selbstinszenierung den Terminus des "expressiven Individualismus" (244), der "früheren Formen eines ökonomischen oder utilitaristischen Individualismus gegenübergestellt" (244) wird. Fluck erläutert die Konzeption des expressiven Individualismus mit Bezug auf einen kulturellen Differenzgedanken, nach dem das Individuum sich selbst auf der Basis einer Differenz zu anderen definiert. Dieses Konzept versteht sich als Streben des Individuums, seine "Individualität und Unverwechselbarkeit zu beweisen und diese gegen die Konvention zu behaupten" (245). Um diese Selbstbehauptung zu erreichen, muß sich das Individuum kraft seiner Imagination über die Grenzen von sozialen Normen und Konventionen hinwegsetzen und Kultur als heterogenes Gebilde begreifen, das auch Identität, ganz im Sinne von Judith Butler, als flexibel oder fluid konstituiert. Ebenso wenig wie die Fiktion feste Identitäts- und Rollenschemata anbieten kann, wird auch die Interpretation von Fiktion offener und heterogener und offeriert gerade in ökonomisch schwierigen Zeiten kraft der Imagination Möglichkeiten der individualisierenden und selbstautorisierenden Wirklichkeitsüberschreitung. Der zwischen 1820 und 1865 beginnende expressive Individualismus im amerikanischen Roman erreicht seine volle Ausprägung erst in der Zeit des späten 20. Jahrhunderts. Damit wird der Roman der *American Renaissance* zu einem Vorläufer der modernen und postmodernen amerikanischen Literatur. Literaturgeschichtsschreibung ist nicht mehr die Darstellung von Diskontinuität, Reaktion und Gegenreaktion, sondern von Kontinuität und gradueller Entwicklung.

Im Roman des Realismus (1865–1900) tritt an die Stelle "eines schrankenlosen Individualismus" (261) "das Nachdenken über die Notwendigkeit einer neuerlichen 'Vergesellschaftung' dieses freigesetzten Individuums ein" (252). Der realistische Roman von William Dean Howells und Henry James stellt das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in den Vordergrund und wird zu einer "alternative[n] Zivilisierungsinstanz", der "die kulturelle Aufgabe zu[wächst], eine neue Dialogbereitschaft und Kommunikationsfähigkeit zu stiften" (273). Während Mark Twains Romane eine "Epistemologie der Spontaneität" (303) deklarieren und der utopische Roman eines Edward Bellamy zwar Möglichkeiten der Imagination aufzeigt, sie aber im Sinne des eigenen Weltentwurfs kontrolliert und in eine festgelegte Richtung lenkt, entsteht für Kate Chopin "Individualität . . . nicht aus der Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung . . ., sondern aus der Entgrenzung des Ichs und der damit verbundenen radikalen Freisetzung des Individuums aus allen Formen sozialer Einbindung" (334). Damit kann, so Flucks These, "Kate Chopins *The Awaken-*

ing ... als einer der 'klassischen' Texte dieses expressiven Individualismus angesehen werden" (337).

Mit Kate Chopin schließt Fluck die aufgezeigte Entwicklungslinie zunehmender Individualisierungs- und Demokratisierungsbestrebungen im amerikanischen Roman und bietet gleichzeitig bereits die nötigen Parameter für eine Fortschreibung seiner Theorie und Analyse für den amerikanischen Roman im 20. Jahrhundert. Fluck ist es gelungen, die heterogenen Ausprägungen des amerikanischen Romans bis 1900 zueinander in Beziehung zu setzen und eine in sich stimmige und geschlossene Interpretation der Entwicklungsgeschichte dieser Gattung in den USA unter ästhetischen und sozio-kulturellen Gesichtspunkten vorzulegen. Neben kanonisierten Texten betrachtet er auch Beispiele, die erst in den letzten Jahren in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt sind, wie z. B. Mary Rowlandsons *captivity narrative* oder Catharine Sedgewicks *Hope Leslie* (1827).

Für alle Leser/innen, die sich mit der Gattung des Romans und dem Zeitraum von 1790 bis 1900 näher beschäftigen wollen, sind der ca. 120-seitige Anmerkungsapparat und die 25-seitige Bibliographie eine wahre Fundgrube relevanter Literatur und weiterer Kontextualisierung. Über die Anmerkungen werden zusätzliche Beziehungsebenen erschlossen, die zeigen, daß die gewählten Analysekatogorien den ausgewählten Texten nicht einfach übergestülpt worden sind, sondern ohne Schwierigkeiten auch anderen Texten dieser Zeit gerecht werden. Darüber hinaus bieten die an zahlreichen Stellen eingefügten Textauschnitte sowohl aus expositorischen als auch fiktionalen Texten den Leser/inne/n Abwechslung (und das nicht nur im Schriftbild) und informative wie anschauliche Zusatzinformationen in englischer Sprache zu den Ausführungen des Autors. Insgesamt gelingt es der vorliegenden Studie in hervorragender Weise, die Entwicklung des amerikanischen Romans sowohl geistes-, sozial- und kulturgeschichtlich als auch wirkungsästhetisch unter dem Gesichtspunkt des kulturellen Imaginären zu strukturieren. Ein Muß für alle, die sich mit amerikanischer Literatur beschäftigen. Ein Desiderat sei am Ende noch angemerkt: eine Übersetzung ins Englische würde der vorliegenden Untersuchung zum Durchbruch auch auf dem englischsprachigen Markt verhelfen.

MAINZ

CARMEN BIRKLE